August 8/80 - DM 4,00

C 4143 EX

konkret

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

GÜNTER AMENDT über die Züricher Unruhen

LEICHTE KRAWALLERIE

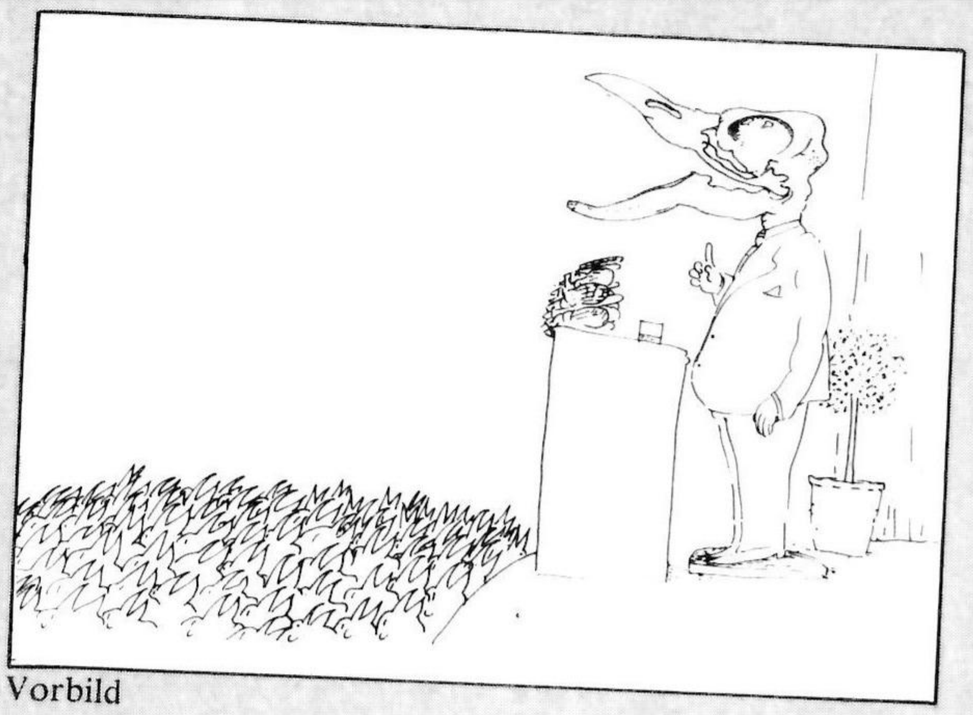
Alle Staatsgewalt geht auf das Volk los
W. Thomsen

Italien Lire 2.200 · Holland hfl 4,80 · Österreich S 32,- · Spanien Ptas 180,- · Schweden skr 12,- · Luxemburg lfr 72,-

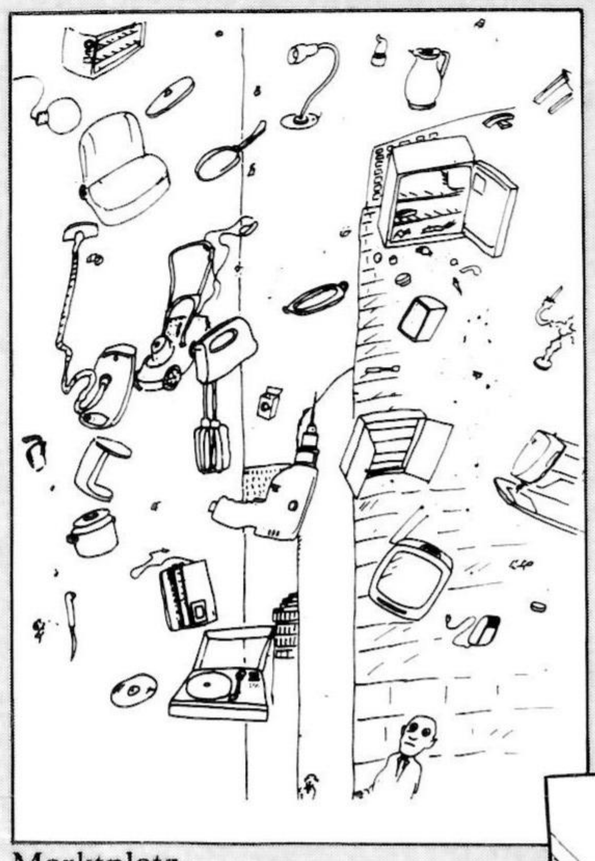
GRAFIKMAPPE

ALLES KLAR

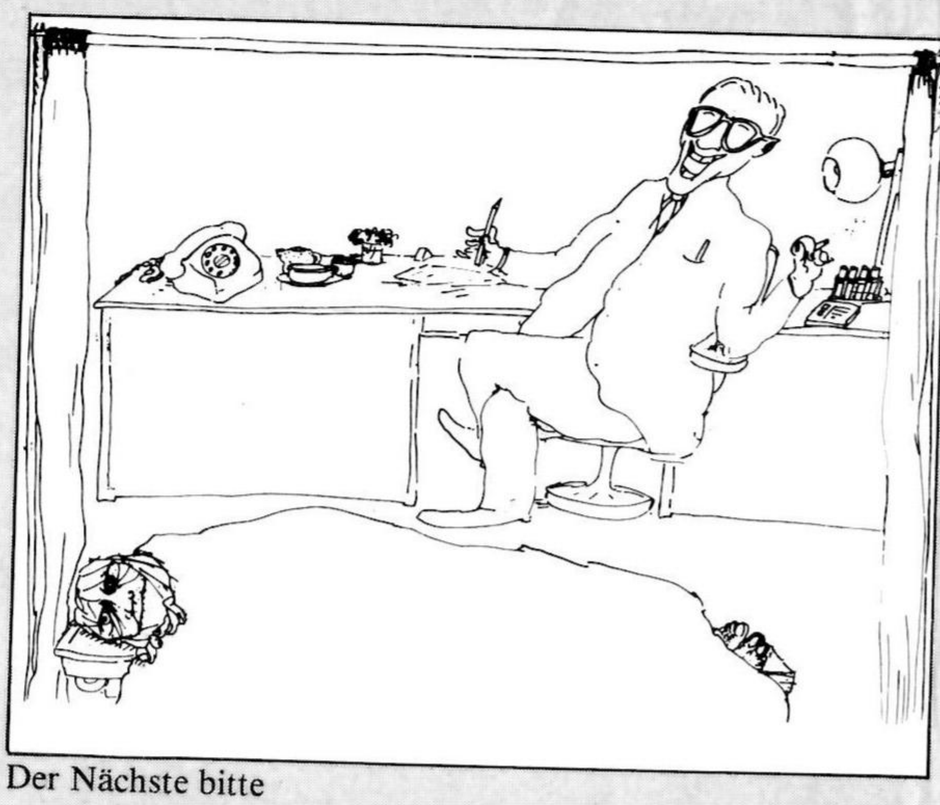
15 Zeichnungen von Ernst Volland



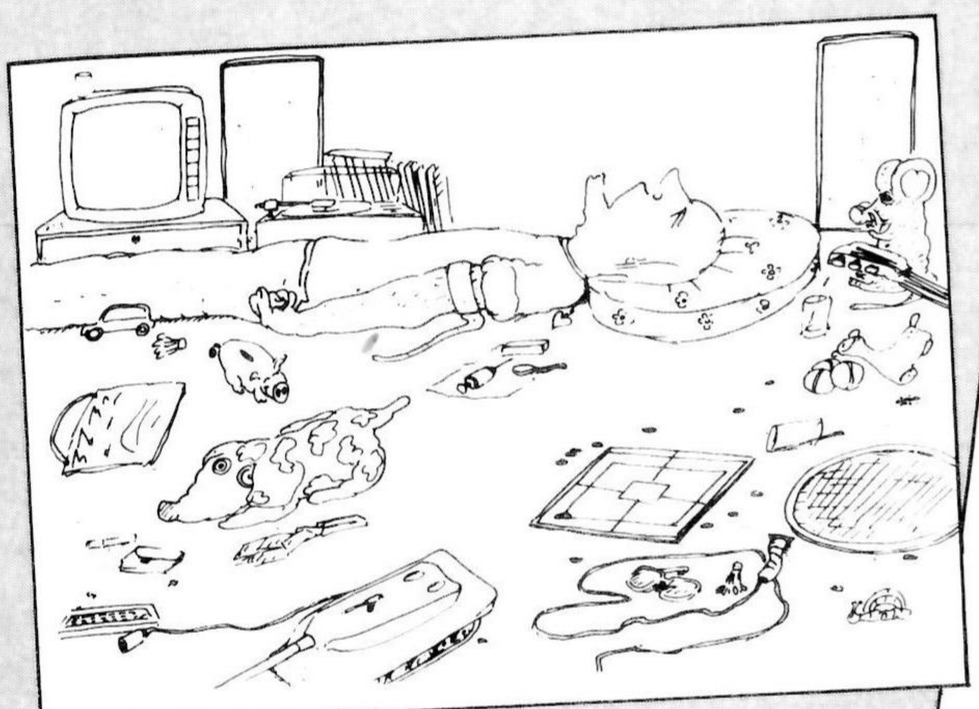
Vorbild



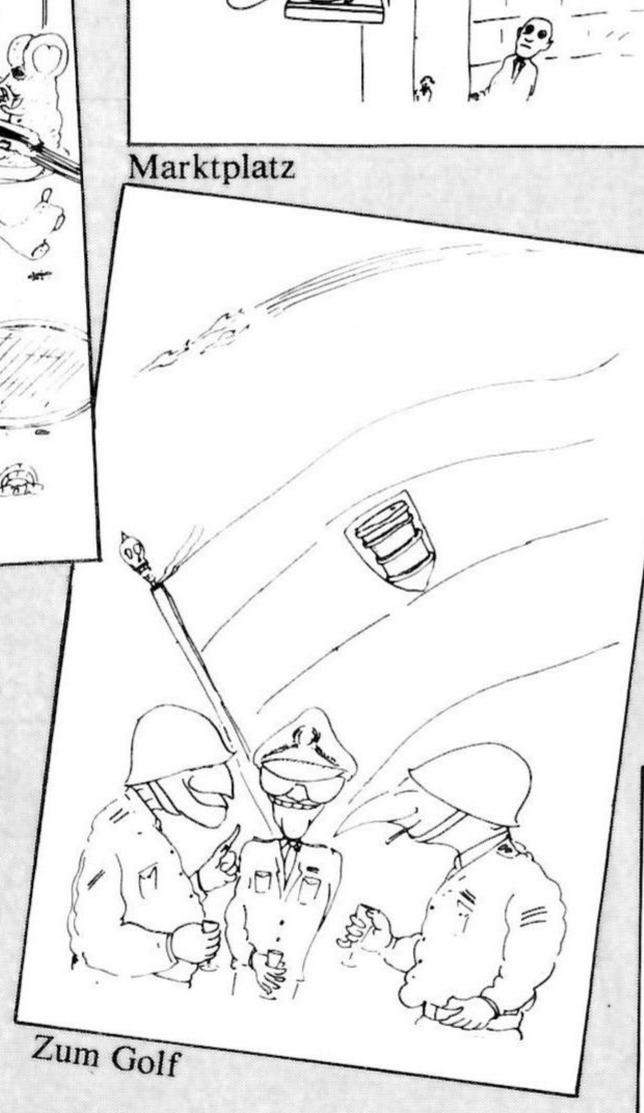
Marktplatz



Der Nächste bitte

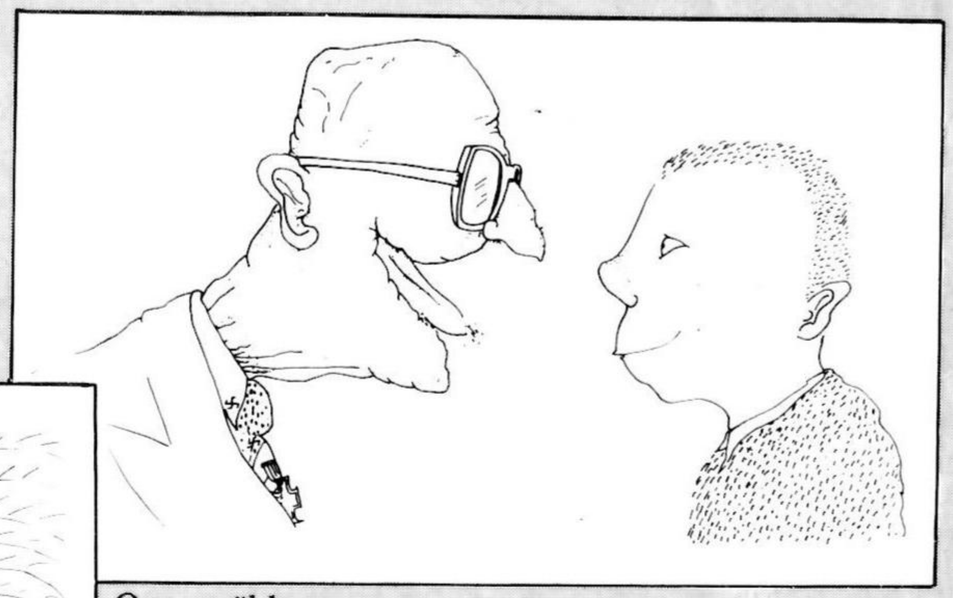


Kleiner Schuß



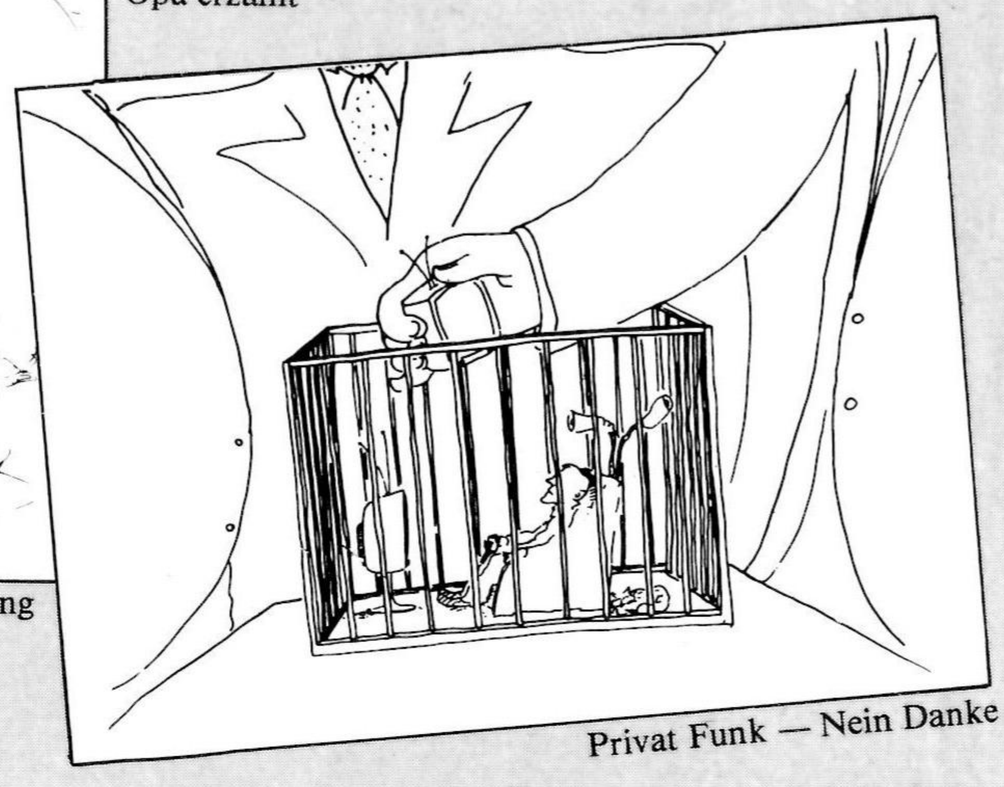
Zum Golf

Wandern mit Carstens



Opa erzählt

Nebenbeschäftigung



Privat Funk — Nein Danke

Das beste, was Ernst Volland gezeichnet hat, ist in dieser Mappe.
Die 15 Feder-Zeichnungen, teilweise hier abgebildet, sind im Originalformat reproduziert (ca. 30 x 45 cm) und sorgfältig im Siebdruck gedruckt (45 x 65 cm, 250 g Bütten). Dazu ein illustriertes Vorwort von Horst Tomayer. Die Mappe ist sehr schön, Finnlandpappe, mit violettem Ingrespapier kaschiert. Die 200 Exemplare sind numeriert und jedes Blatt einzeln signiert. Die Mappe ist in der Edition Peter Wippermann erschienen und kostet **DM 180**

Bitte ausschneiden und einsenden an:

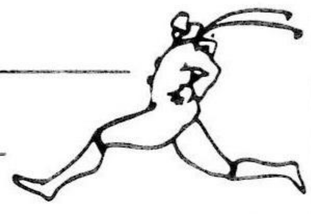
KUNSTKATALOG VERTRIEB
FRÖLICH & KAUFMANN
WILLDENOWSTR. 5 · 1 BERLIN 65 · ☎ 030/465 30 50

- ☐ Bitte senden Sie mir die erste Grafik-Mappe von Ernst Volland »Alles klar?«
- ☐ Post-/Bankscheck über DM 180,— lege ich bei
- ☐ Bitte Zusendung per-Nachnahme
- ☐ Ihr Gesamtverzeichnis interessiert mich, bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihren Katalog

Name, Vorname

Straße/Nummer

Postleitzahl/Ort



konkret

Heft 8/80

Hamburg
31. Juli
1980

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

KONKRET-Autoren:
Wolfgang Abendroth
Günter Amendt
Wolf Biermann
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Henryk M. Broder
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
F.C. Delius
Bernt Engelmann
Ludwig Fels
Hubert Fichte
Erich Fried
Gerd Fuchs
Max von der Grün
Karl-Heinz Hansen
Günter Herburger
A. v. Hoffmann
Jörg Huffschmidt
Walter Jens
Yaak Karsunke
Udo Lindenberg
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass
Karl. W. Pawek
Hermann P. Piwitt
L. Lombardo-Radice
Michael Scharang
Michael Schneider
Peter Schneider
Gerhard Schröder
Klaus Staeck
Winfried Thomsen
Horst Tomayer
Henning Venske
Günter Wallraff
Martin Walser
Peter Paul Zahl
Gerhard Zwerenz

Titelfoto: Blick

Neuer Konkret Verlag GmbH,
Rentzelstraße 7, 2 Hamburg 13
Telefon: (040) 44 32 53/54
Herausgeber:
Hermann L. Gremliza
Redaktion: Werner Heine (verantwortlich für Politik), Hartmut Schulze (verantwortlich für Kultur), Ingrid Krüger
Bildredaktion:
Hannelore Heinrichs
Layout: Peter Wippermann
Verlagsleitung:
Ulrich Alberti
Manfred Schachtschneider
Anzeigen: (verantwortlich für den Inhalt) Thomas Bräuer

Jahresabonnement DM 48,— frei Haus incl. Mehrwertsteuer, im Ausland zusätzlich Porto, Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Pressevertrieb, Wendenstraße 27-29
Postfach 10 16 16, 2 Hamburg 1
Telefon (040) 24 86 1
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 22 vom 1.1.1978
Hamburger Sparkasse
Konto-Nr. 1238/120784
Postscheck-Konto Hamburg
Konto-Nr. 384030-202
Druck: D + V. Kassel
Vertrieb: Verlagsunion Wiesbaden

Intern 4

Briefe 5

Hermann L. Gremliza
Erklärung im Prozeß wegen Beleidigung des Richters de Somoskeoy 6

Magazin
mit Winfried Thomsens Radikalauern 8

POLITIK

Hartmut Schulze
Sternschanzentag 12

Karl-Heinz Diesmann
Wojtyla und der Opiumhandel 15

Günter Amendt
Leichte Krawallerie 17

Simone Schmid
»Seit die hier wohnen, wird wieder geklaut« 22

Bonn-Journal von Werner Heine 24

Josef Huber
Braucht das System die Alternativen? 26

Werner Heine
Die montanen Ultras 28

Christina Perincioli
»Ich fühle mich jetzt schon so gut wie tot« 30

Peggy Parnass
Elternmord 33

KULTUR

Hanjo Kesting
Ein Gespenst kehrt zurück 34

Egon Erwin Kisch
Des Parchkopfs Zähmung 37

Ulrich Clement
Rudel, Schwärme und Haufen 42

Henning Venske/Rainer Hachfeld
Backwa'n aus Poona 43

Walter Boehlich
Die uneinnehmbare Festung 44

Walter Jens
Rechte Tricks 46

Walter Moßmann
Radio Freies Wendland 48

Günter A. und Uwe H.
There is no hope with that pope 50

KONKRET-Markt 52

KONKRET ex-press 54

»Seit die hier wohnen, wird wieder geklaut«

Mit 25:14 Stimmen wurde der Antrag der Sinti, in Dachau ein Kulturzentrum zu errichten, vom Stadtrat abgelehnt. Eine Chronologie von Simone Schmid **Seite 22**

Braucht das System die Alternativen?

Joseph Huber beschreibt, wie der Staat sich linke Nischenfüller hält — Sozialarbeiter für's Grobe und Aussteiger für das liberale Image **Seite 26**

Ein Gespenst kehrt zurück

Seit die Nationalsozialisten Nietzsches Denkgut vereinnahmten, verschwand der Philosoph in der Versenkung. Hanjo Kesting fragt, warum der Rowohlt-Verlag ihn wieder ausgräbt **Seite 34**

Rechte Tricks

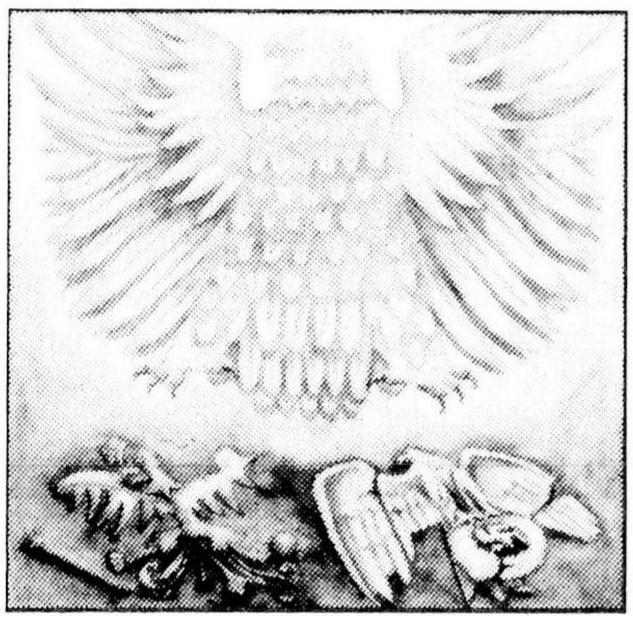
Was Walter Jens wirklich gemeint hat mit seiner Rede auf dem SPD-Parteitag, haben jetzt Unions-Politiker herausgefunden **Seite 46**

There is no hope with that pope

Dylan-Deuter Günter A. und Dylan-Experte Uwe H. entdecken einen Dylan **Seite 50**

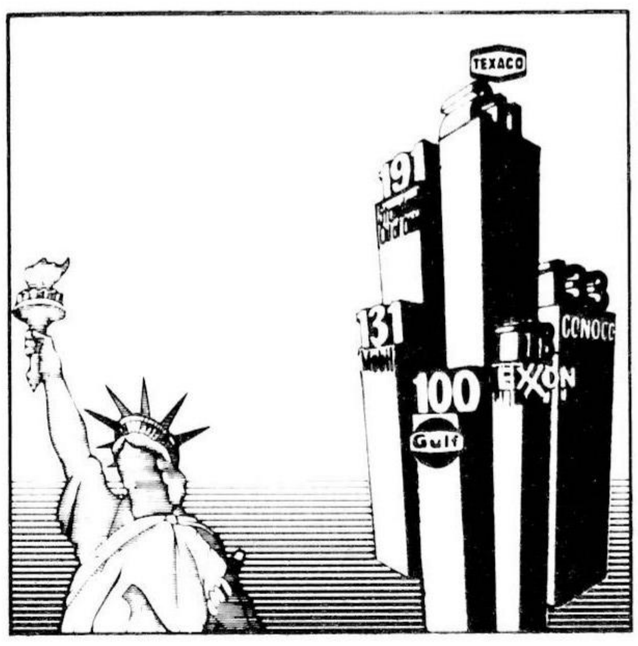
Am Rande des Abgrunds

Kurt Steinhaus
Auferstehung einer Großmacht?
Zum Problem der Kontinuität von altem und neuem deutschen Imperialismus
180 Seiten, DM 12,80



Bernd Greiner
Amerikanische Außenpolitik
Strategiediskussion von Truman bis heute
235 Seiten, DM 14,80

Immer mehr Menschen fragen sich besorgt: Will Carter Krieg? Wieso konnte sich sein Konfrontationskurs durchsetzen? Was wollen die USA? Darauf gibt das Buch eine Antwort.



K.D. Bredthauer/N. Paech (Hg.)
Mit Carter in den Kreuzzug?
Die USA, die UdSSR, Westeuropa und die Afghanistan-Krise
Mit zahlreichen internationalen Beiträgen und Dokumenten
180 Seiten, DM 8,—

Pahl-Rugenstein
Gottesweg 54, 5000 Koln 51 Telefon (0221) 364051

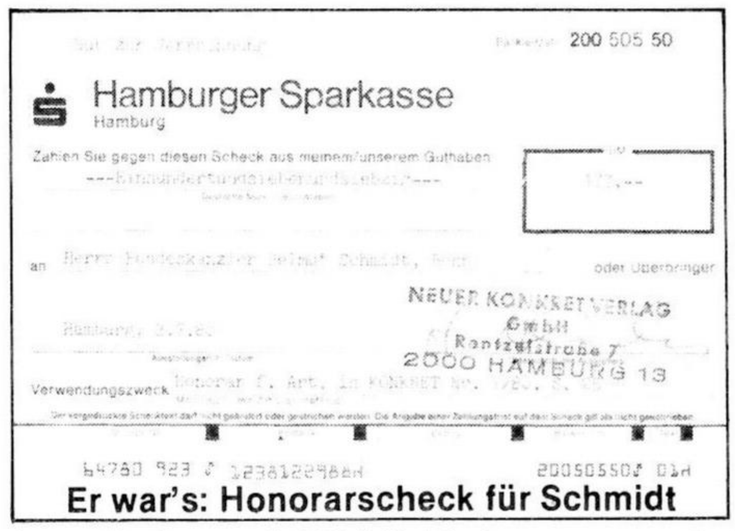
konkret-intern

Klasse Justiz

In unserem Bemühen, nachkommenden Historikern Material zur Rolle der bundesdeutschen Justiz bei der Zerstörung der Bonner Republik zu hinterlassen, sind wir wieder mal ein Stückchen vorangekommen. Vor dem Hamburger Amtsgericht wurde in der selben Woche das Verfahren gegen den KONKRET-Autor Henryk M. Broder und den KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza wegen Beleidigung des Richters de Somoskeoy eröffnet (und über mehrere Wochen geführt), in der ein von Gremliza beantragtes Strafverfahren vor dem Kölner Landgericht endete: Der Springer-Journalist Paul C. Martin, der in seiner »Basis-Wirtschaftsinformation« geschrieben hatte, eine neue Wirtschaftskrise sei nur mit »militärischen Mitteln«, nämlich mit »Einmarsch« in die Öl-Staaten zu verhindern, wurde von der Anklage der Aufstachelung zum Angriffskrieg freigesprochen. Zwar, meinte das Gericht, liege Martins Aufforderung »an der Grenze zum Aufstacheln«, aber eine Verurteilung komme dennoch nicht in Betracht, weil die Bezieher des Martins-Blattes, kapitalkräftige Abonnenten, »nicht zu den Kreisen gehören, die das Gewehr aus dem Schrank holen, um Krieg zu machen«. So, als hätten je in Deutschland oder anderswo die Kreise den Krieg »gemacht«, die das Gewehr aus dem Schrank holen mußten, und als gäbe es auf die Frage, wer die Kriege der letzten Jahrzehnte gemacht hat, eine andere Antwort als: kapitalkräftige Abonnenten.
Was Gremliza seinen Hamburger Richtern zu dieser Art Rechtsprechung zu sagen hatte, steht auf Seite 6. Springers »Hamburger Abendblatt« berichtete darüber unter dem Titel »KONKRET-Chef vor dem Kadi«. Der Kreis hat sich geschlossen: Weil Springers Martin im Iran einmarschieren (lassen) wollte, wird Gremliza vor einen islamischen Religionsrichter gestellt. Daß dieser Kadi Schmaltz heißt, was der Koran verbietet, tut nichts zur Sache.

Was bin ich?

Im letzten Heft druckten wir Auszüge aus einer Rede, die der Bundeskanzler Helmut Schmidt in Bad Segeberg gehalten hat. Dazu erreichten uns viele Anrufe und Briefe, alle im Tenor dieses Schreibens von Gerhard Wick aus Stuttgart:


Hamburger Sparkasse
Hamburg
200 505 50
Zahlen Sie gegen diesen Scheck aus meinem/unserem Guthaben
NEUER KONKRET VERLAG GmbH
Rentzelstraße 7
2000 HAMBURG 13
Er war's: Honorarscheck für Schmidt

Lieber Werner Heine, du bist zuständig für den Bereich Politik, also sag's ehrlich: Ist die Rede wirklich von Schmidt oder war's vielleicht doch der Venske? Das wird ja immer schwieriger, Satire und Wirklichkeit zu unterscheiden. Manchmal denke ich, da hat der Satiriker aber stark überzogen, und dann ist's gar keine Satire. Aber diesmal will ich es wirklich nicht glauben. Der Mann ist doch immerhin Bundeskanzler. Andererseits, man möcht's ihm irgendwie auch wieder zutrauen. Also bitte, teilt mir mit, wer die Rede nun wirklich verfaßt hat.
Bis auf die Überschrift »Meine Damen und Herren, liebe Neger«, die von einem noch höheren Repräsentanten des nicht ganz dichten Denkervolks stammt (Bundespräsident Heinrich Lübke), hatten wir alles wortwörtlich vom Tonband abgeschrieben. Kenner unseres geliebten Bundeskanzlers zweifelten keinen Augenblick. Ein Angestellter des SPD-Vorstands wunderte sich nur, warum wir ausgerechnet diese Rede dokumentiert hätten — denn: »So redet der doch immer.«

Falscher Fuffziger

Zum 191. Geburtstag der französischen Revolution, zum 97. Geburtstag Kafkas sowie zu seinem eigenen 50. lud Klaus Wagenbach uns ein und erbat »Blumen- oder Kranzspenden, ausgefeimtes Spielzeug, Briefschaften und einfache Segenswünsche«. Wir haben lange nach einem passenden Geschenk für diesen Verleger teils wichtiger linker, teils wichtigtuerischer linkischer Literatur gesucht, einem Geschenk, das unsere Hochachtung wie Mißbilligung gleichermaßen zum Ausdruck bringen könnte ... Nun, hier ist es, ein Zitat aus Wagenbachs Taschenbuch Nr. 45, »Asperg, ein deutsches Gefängnis«:
Natürlich wehrten sich die Sozialdemokraten gegen die infame Unterstellung, in welcher Form auch immer für die Attentate (auf Wilhelm I.) verantwortlich zu sein. In einem in Heilbronn gedruckten Flugblatt, das dann seinerseits wieder zum Vorwand genommen wurde, zwei Heilbronner Sozialdemokraten für die Dauer des Reichstagswahlkampfes zu inhaftieren, heißt es ...
Zwei Sozis werden eingelocht und Klaus Wagenbach ist (hundert Jahre später) ziemlich solidarisch mit ihnen, auch wenn er ihre Namen nicht nennen läßt. Der eine hieß Georg Henkel und war Schriftsetzer. Er mußte später Heilbronn verlassen und zog nach Stuttgart, wo seine Tochter Friederike dann den Buchbinder Anton Gremliza heiratete, dessen Enkel dem Verleger Klaus Wagenbach zum 50. gratulieren sollte, obwohl ... Aber das ist wirklich ein weites Feld ...

Briefe Neuer Konkret Verlag Rentzelstraße 7 · 2 Hamburg 13

Blind gegen Geschichte

KONKRET 7/80: Hermann L. Gremlizas und Michael Schneiders Beiträge beschäftigen sich mit den Linken, einmal politisch einmal literarisch.

Gremlizas Artikel über die Linke hat mich sehr gefreut. Gremliza läßt jedem Spinner sein Sektierergärtlein und ersucht ihn nur darum, seine augenblicklichen Interessen nicht mit den Interessen der Mehrheit der Bevölkerung oder gar mit denen der Arbeiterbewegung zu verwechseln. Ein geduldiger Zuspruch, der einen davor bewahren hilft, aus Ungeduld gegenüber unseren alternativen Freunden selbst zum Sektierer zu werden.
Ausgezeichnet auch Michael Schneiders Beitrag, der zeigt, wie sich die Alternativen-Ideologie schön langsam auch auf die Literatur auswirkt: Autoren treten als Töchter und Söhne auf, die gerade vom Himmel gefallen sind. Indem sie sich als absolut anders gebärden als die Väter, blind gegen Geschichte, streifen sie sich letztlich den nur verhaßten, aber nicht verstandenen Charakterpanzer der Väter selbst als neues Gewand über. Geschichtsbewältigung wie gehabt, jetzt halt literarisch.

MICHAEL SCHARANG
WIEN

Udo on politics

In KONKRET 6/80 schrieb Günter Amendt über Udo Lindenbergs Film »Panische Zeiten«. In KONKRET 7/80 Lindi selber: »Ich hab Angst vor Helmut Schmidt«.

Da schafft es einer, das Links-Getto in Richtung Allgemeinheit zu verlassen — schon hauen ihm die linken Intelligenzler einen rein.

ULI TOBINSKY
BERGISCH-GLADBACH

Dafür, daß der Artikel von Udo auf dem Titelblatt groß angekündigt wurde, war er wirklich lächerlich, vor allem, wenn er seine »Angst vor Helmut Schmidt« nur in Schmidts unverantwortlicher Haltung zum Bau und Einsatz von Atomkraftwerken begründet.
Noch was zu Udos Antwort auf Günter Amendts 'Rezension': Ich finde dein Engagement, Udo, mit deinen Möglichkeiten als populärer Künstler, wirklich toll. Aber: Wenn der Film auch für 'ganz junge Jugendliche' gemacht sein soll, dann ist deine dezente Dosierung von Inhalten wirklich zu dezent.

HELGA SCHOLTES
AACHEN

Beton-Republik

KONKRET 7/80: Im Bonn-Journal berichtete Werner Heine, wie Straßen entstehen.

Keine Straße — keine Einweihung — kein Kinderchor — also auch kein im Wahljahr so sehr benötigter öffentlichkeitswirksamer Auftritt. Die Kollegen lehnten das Gesetz ab. Ich bin der Meinung, daß wir in unserer Republik mit Straßen ausreichend versorgt sind. Leider stand diese Entscheidung unter dem Motto: Umweltschutz ja, aber nur, wenn der Nachbar damit anfängt. Vielleicht sollte man unsere ganze Republik betonieren und dann nach Bedarf weiße Linien ziehen. Die Straßenplanung wäre stark vereinfacht.

KLAUS GÄRNTER, MdB
BONN

Aus Fritz Teufels Brief an Peggy:

Liebe Peggy!

Ich wollte dir schon lange mal schreiben — seit ich im Trakt bin komm ich noch weniger dazu als vorher. Heute früh hab ich endlich dein Prozessebuch ausgelesen — ist das schönste, lustigste und traurigste und genaueste Buch über die bundesdeutsche Justiz und den Knast, das ich kenne. Zwei Artikel hab ich mit Durchschlägen abgetippt als Leseprobe für Leute, die mir schreiben (Richter und andere Sümpatisanten und Martin S.). Deine Anwesenheit im Prozeß, vielleicht haste das auch gemerkt, der Artikel in KONKRET und die Interviews in »taz« und »Zitty« haben mir sehr gut getan. Und wie du mich im Prozeß zitiert hast, war das Balsam für meine alte Angeklagtenseele.

Ganz liebe Grüße,
Fritz

SAMSON & CO.
DER ECHTE. FRISCH AUS HOLLAND. CA. 50 ZIGARETTEN FÜR DM 3,–.

HERMANN L. GREMLIZA

Erklärung im Prozeß wegen Beleidigung des Richters de Somoskeoy

SEIT 13 Jahren arbeite ich für Zeitschriften — als Redakteur, Reporter, Autor. Seit fünf Jahren bin ich einer der presserechtlich verantwortlichen Redakteure der von mir herausgegebenen Zeitschrift KONKRET.

Bis heute bin ich nicht vorbestraft. Ich sage das nicht, um mich dessen zu rühmen. Ich kenne ehrenwerte Autoren, die aus ehrenwerten Gründen vorbestraft sind. Daß ich nicht vorbestraft bin, verdanke ich einem gewissen Geschick, einer gewissen Professionalität, auch einem gewissen Zwang: Der Neue Konkret Verlag kann sich keine teuren Prozesse leisten. Wir beschäftigen einen Anwalt, der alle unsere Manuskripte vor Drucklegung liest und uns sagt, welche Textstellen zu welchen rechtlichen Folgen mit welchen finanziellen Risiken führen können.

Da KONKRET eine linke Zeitschrift ist, die die herrschende Klasse, ihre Organisationen und Institutionen, ihre Konzerne, ihre Parteien, ihre Geheimdienste, ihre Polizei, ihr Militär, ihre Justiz politisch und publizistisch bekämpft, sind wir häufig nicht nur zu juristischen, sondern auch zu justizpolitischen Erwägungen gezwungen — etwa der Art, daß wir in Fällen, die in die Zuständigkeit des Landgerichts München fallen, a priori chancenlos sind. Mag die Verfassung dieser Republik auch bestimmen, daß eine Zensur nicht stattfindet — die Verfassungswirklichkeit hat längst dazu geführt, daß in den Köpfen linker Journalisten und Redakteure eine Vorzensur stattfindet. Viele haben sich damit abgefunden — und auch wir stehen in Gefahr, das zu tun.

Ein Gebiet, auf dem die Schere im Kopf bereits übermächtig geworden ist, ist die journalistische Befassung mit der Justiz. Warum? Es hat sich gezeigt, daß auf keinem anderen Gebiet die Chance, für eine scharfe und kritische Berichterstattung verurteilt zu werden, so groß ist wie auf dem der Justiz. Anzeigen wegen Beleidigung, die in vergleichbaren Fällen ohne nennenswerte Ermittlungen zu den Akten gelegt würden, führen, werden sie von einem Organ der Rechtssprechung erstattet, fast automatisch zu Anklagen und meist auch zu Verurteilungen.

Das ist leicht zu verstehen — schließlich gibt es unter deutschen Richtern und Staatsanwälten einen traditionsreichen Korpsgeist. Aber zu entschuldigen ist es nicht. Wenn eine der von mir genannten Organisationen und Institutionen in ihrer durch Staatsstreiche und Zusammenbrüche nur unwesentlich alterierten jüngeren Geschichte ein Recht auf scharfe, auf schärfste öffentliche Kritik erworben hat, dann ist es die deutsche Justiz.

Rolle der deutschen Justiz gegen Ende der

Eine Justiz, die maßgeblich an der Zerstörung der Weimarer Republik mitgewirkt, die dann zwölf Jahre lang dem Faschismus gedient hat und die nach 1945 nicht einen einzigen dieser Blutrichter zur Verantwortung gezogen hat, ja, die sich durch ihr oberstes Gericht, den Bundesgerichtshof, bestätigen ließ, auch Roland Freislers Volksgerichtshof sei ein ordentliches Gericht gewesen. Wer sich so selbst in diese historische Kontinuität stellt, muß es sich gefallen lassen, daß Kritiker daraus Schlüsse ziehen.

Ich bin dankbar dafür und stolz darauf, daß für unsere Zeitschrift seit vielen Jahren eine Gerichtsreporterin tätig ist, die sich in ihrem Kampf gegen die unheilvolle Tradition der deutschen Justiz von niemandem einschüchtern läßt, weder von Richtern und Staatsanwälten noch von presserechtlich verantwortlichen Redakteuren. Das hat unseren Verlag schon ein paarmal Geld gekostet, aber dafür wurde eine publizistische Arbeit ermöglicht, die inzwischen selbst in der konservativen Wochenzeitung »Die Zeit« mit der des berühmten Gerichtsreporters Sling in der Weimarer Republik verglichen wurde.

Zu den Gerichtsreportagen von Peggy Parnass sind in KONKRET in jüngster Zeit auch die justizkritischen Beiträge von Henryk M. Broder getreten. Ich kenne Broder seit etwa zehn Jahren als einen äußerst sorgfältig recherchierenden, gleichermaßen rechtlich sensiblen wie engagierten Journalisten. Anwaltliche Prozeßstrategie hätte mir nahelegen können, mich auf die formale presserechtliche Verantwortung zurückzuziehen und möglicherweise sogar die tatsächliche vorherige inhaltliche Kenntnis des inkriminierten Beitrags zu bestreiten.

Deshalb will ich hier sagen: Ich habe Broders Beitrag vor Drucklegung gekannt; ich habe — mit Recht — auf die korrekte Wiedergabe der von ihm recherchierten Tatsachen vertraut — auch von der Staatsanwaltschaft wird ja, wie ich der Anklageschrift entnehmen konnte, nicht behauptet, eine der beschriebenen Tatsachen sei unwahr; die von Broder an diese Tatsachen geknüpften Bewertungen des Richters de Somoskeoy hielt und halte ich für angemessen, ja für zurückhaltend.

Daß ein deutscher Richter, der sich so selbstgerecht und unbarmherzig benimmt wie Herr de Somoskeoy, und dies nun schon seit Jahren, daß ein solcher Mann nun schon zum dreißigsten Mal öffentliche Kritiker seiner Art Rechtspflege vor Gericht bringen konnte, ist ein unerhörter Vorgang, der in Untersuchungen über die zweiten deutschen Republik sicher eine Rolle spielen wird.

Und da wird auch der Vergleich nicht fehlen dürfen mit anderen Versuchen, Hamburger Staatsanwälte durch eine Strafanzeige zur Erhebung einer Anklage zu bewegen.

Da erhielt ein Hamburger Jude im Jahre 1978 folgenden anonymen Brief: »Du altes Judenschwein!!! Wir raten Dir: Verlasse sofort das Deutsche Reich! Solltest Du Dich weigern, kommst Du ins KZ Natzweiler. Dort warten schon Lagerärzte auf Deinen jiddischen Körper. Dort dürft Ihr Eure Lieblingslieder singen. Z.B. — Die Kopfhaut einer Judenstirn, das gibt 'nen prima Lampenschirn! Du dreckiger Jidde! Juda verrecke! Riech Gas!«

Der Hamburger Staatsanwalt Osterloh teilte dem Betroffenen, der Anzeige erstattet hatte, mit: »Die Beleidigungen sind zwar überaus häßlicher Natur, stören aber den Rechtsfrieden über Ihren Lebenskreis hinaus nicht. Hochachtungsvoll.«

Auch ich habe in zwei Fällen versucht, durch Anzeigen ein Verfahren herbeizuführen: Einmal gegen einen Verleger, der in einer Druckschrift die »Standarte des Führers und Reichskanzlers« in vierfarbigem Hochglanzdruck ganzseitig und unkommentiert dargestellt und damit eklatant die Tatbestandsmerkmale des Paragraphen 80 a StGB erfüllt hatte. Ein andermal gegen einen Springer-Journalisten, der zum Angriffskrieg aufgerufen hatte: »Noch ist die Fahrt in eine neue Wirtschaftskrise zu stoppen: mit militärischen Mitteln. Die Besetzung der wichtigsten Ölfelder ist bestenfalls ein Kommandounternehmen, wobei die Araber bei ihrer bekannten Kriegstüchtigkeit wahrscheinlich sofort kapitulieren werden.«

In der NS-Werbung sah die Hamburger Staatsanwaltschaft den Versuch, »Wissen und Anregung der politischen Willensbildung und Verantwortungsbereitschaft des Staatsbürgers zu vermitteln«. Und dem Kriegshetzer aus dem Springer-Verlag attestierte sie: »Bei den von dem Beschuldigten gewählten Formulierungen ist festzustellen, daß sie weder gesteigert noch nachhaltig auf Sinne und Gefühle anderer einzuwirken geeignet sind.«

Drei Anzeigen — keine Anklage. Aber wenn ein Richter, der als »Mann von internationalem Verruf« apostrophiert werden darf, anmaßend oder beschränkt genannt wurde, dann hat eine Anzeige den Erfolg, daß zwei Journalisten, die besseres zu tun hätten, sich einem Strafverfahren ausgesetzt sehen. Ich jedenfalls fühle mich durch diese Anklage und dieses Verfahren weder bedroht noch belastet. Ich fühle mich belästigt.

Nicht so chic und nicht so dick wie andere Wochenzeitungen. Aber seine Leser sind der Zeit um manche Information voraus. Und um einige Perspektiven.

Da schlägt das Pendel wieder kräftig nach rechts und keiner will gehört haben, was die Uhr geschlagen hat. Im Gegenteil, die politischen Ohrenschützer sind dabei, mit Geheimtip-Waldschenken im Altmühltal und allerlei glitzerndem Disco-Look florierende Zivilisation zu verbreiten.

In all dem verwirrenden Informationswirrwarr geht für unsere Begriffe viel Wichtiges unter. Deshalb beschränken wir uns auf das Wichtige. Gesellschaftspolitik, Kulturpolitik und vor allem die Politik selbst.

Unsere Haltung ist eindeutig sozialdemokratisch. Wer den Vorwärts ein paarmal liest, wird keinen Zweifel haben, diese Zeitung hat eine eindeutige Perspektive. Wer den Vorwärts noch nicht kennt, sondern nur die Vorurteile über ihn, der sollte ihn persönlich kennenlernen. Er ist eine Alternative zu Ihrer Wochenzeitung. Das heißt, er ist nicht wie Ihre Wochenzeitung. Nicht so dick, nicht so chic. Vielleicht liest sich alles auch ein ganz klein wenig mühsamer. Aber der Lohn ist eine umfassende Information zur Lage der Dinge. Machen Sie den Versuch. Er ist kostenlos und dauert drei Wochen. Wenn Sie ihn dann weiterlesen wollen, kostet er für ein ganzes Jahr nur DM 84,–. Also etwa den Bruchteil der Reise zur Geheimtip-Waldschenke im Altmühltal. Nichts gegen die Reise. Aber unsere bietet Ihnen mehr Perspektive. Wenn Sie das vorziehen, schicken Sie uns bitte den Coupon.

Vorwärts

Energiesparen – Quelle mit Zukunft

Eine Rakete als Köder für SALT II

Die Hoffnung auf die Exekution

Meine Damen und Herren, der HÄRTETEST beweist unsere KRAFT WERT ARBEIT

»Haben die in Bonn nichts Besseres zu tun?«

In dieser Ausgabe:

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Warnung!

Wer mit dem Faschismus spielt, der spielt mit Deutschlands Untergang!

Bomben im Arbeiterviertel

GUTSCHEIN

Bitte einsenden an: Neuer Vorwärts Verlag, Postfach 200910, 5300 Bonn 2

Schicken Sie mir drei Wochen lang kostenlos und unverbindlich den Vorwärts. Wenn Sie danach (innerhalb von 10 Tagen) nichts von mir hören, erhalte ich den Vorwärts wöchentlich zum Preis von DM 84,– pro Jahr.

Gleichzeitig erhalte ich den Faksimile-Nachdruck des Vorwärts vom 7. August 1932.
Oder den Kugelschreiber, Goldplaque, 4 Farben.
Oder die Zeitungs-Stange, die den Vorwärts hält.
(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

○ ○ ○

Name

Straße

Ort

Unterschrift

K 8

KRIEGSDIENST

Lieber Pißpötte

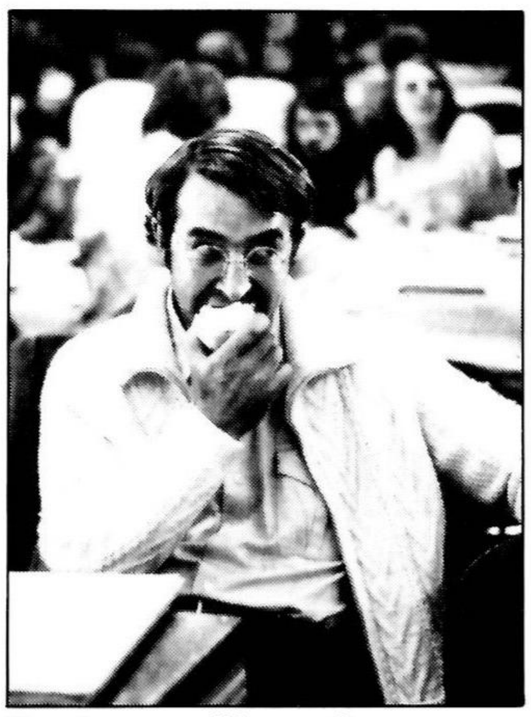
DIE Glucke der Kanalarbeiterriege in der Bonner SPD-Bundestagsfraktion, Minister Egon Franke, schrie seinem mittelfränkischen Genossen Egon Lutz noch »Du Scheißkerl« nach. Frankes Stellvertreter auf dem Rechtsaußenposten der Partei, Ministerkollege Herbert Ehrenberg, hatte nicht Brecht im Sinn, als er die Linken in der Fraktion »Drei-Groschen-Jungs« nannte. Das linke »Nordlicht« Norbert Gansel wehrte sich verdrossen: »Dieser ostpreußische Dorf-Mussolini«.

Es ging noch einmal hoch her gegen Ende der achten Legislaturperiode im Bonner Bundestag, zumindest verbal. Das Kriegsdienstverweigerungsgesetz stand an. Und ging den Bach hinunter. Schuld hatten wieder einmal die Linken. Sie hatten gemeinsam mit CDU/CSU die Gesetzesvorlage abgelehnt. Wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Eine Gesetzesleiche?

Ja, und Satan sei Dank dafür. Der Koalitionsentwurf hätte nämlich die Gewissensprüfung festgeschrieben, jenes makabre und oft auch sadistische Spiel mit Wehrpflichtigen. Der Staat sollte sich anmaßen, auch weiterhin über das Gewissen seiner Bürger zu richten. Was denn wäre, wenn die häufig zitierte eigene Mutter bajonettbedroht vom Sowjetlüstling vergewaltigt würde. Ob der Pazifist dann nicht doch geneigt sei, den Zeigefinger an der Knarre zu krümmen.

Nun haben es sich die Kopulationsfraktionen SPD und FDP ja nicht leicht gemacht. Während der christdemokratische Entwurf auch weiterhin das mündliche Verhör forderte, umschrieb die sozialliberale Vorlage listig, je nach Aktenlage könne auf die Inquisition verzichtet werden. »Aktenlagen« jedoch sind räudig: Wenn's dem zuständigen Prüfungsausschuß beliebt, kontaktiert er auf dem Verwaltungsweg mal eben den Verfassungsschutz, befragt Nadis und andere Computer und beraumt schließlich doch einen mündlichen Termin an, weil der Gewissensgeplagte eventuell annodunnemals an einer Demo teilgenommen hat, bei der einem erkennungsdienstlichen Foto zufolge irgendein Dritter von links womöglich zur Gewalt aufgerufen haben könnte. Dies vertrüge sich dann natürlich nicht mit der angeblichen Gewaltabstinenz des Gewissensgenötigten, der ja vorschiebt, lieber monatelang Pißpötte leeren als das Vaterland gegen den Mutterschänder aus dem Osten verteidigen zu wollen.

Jaaa, sagen da die rechten Sozialdemokraten, das Urteil des Bundesverfassungsgerichts habe doch klar angewiesen, daß es ohne Gewissensprüfung nicht ginge. Nur: Das stimmt gar nicht. Nach dem Spruch der Richter in Karlsruhe kann von einer Gewissensschnüffelei dann abgegangen werden, wenn Dauer und Ausgestaltung des



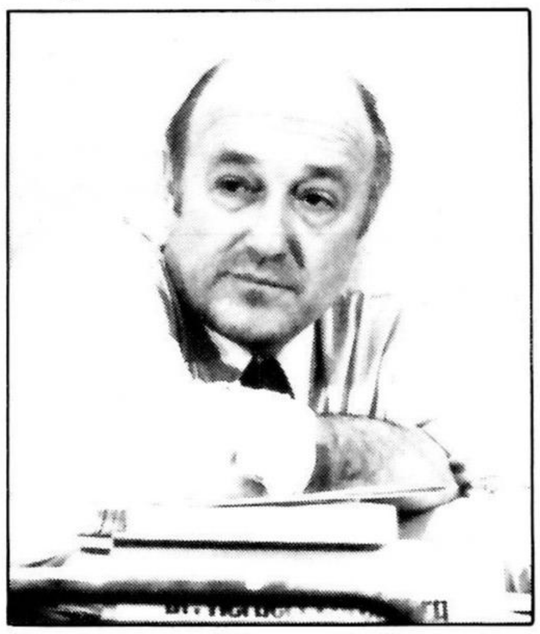
Gewissensprüfungs-Gegner Gansel

Zivildienstes eine Entscheidung junger Menschen für die Kriegsdienstverweigerung glaubhaft machen.

Justizminister Jochen Vogel auf die Frage, wie lange denn der Karlsruher Entscheidung gemäß der Zivildienst dauern sollte: »Meiner Meinung nach muß eine 'zwei' an erster Stelle stehen.« Mit anderen Worten: wenn der Gesetzgeber den Zivildienst auf 20 Monate festlegte, wenn der Dienst so als lästige Alternative erschiene, dann könnte mit dem unwürdigen Theater vor den Prüfungsausschüssen Schluß gemacht werden.

Egon Lutz als Sprecher der — diesmal — elf abtrünnigen Sozialdemokraten sagte im Plenum des Bundestages vor der Abstimmung: »Keiner in der Fraktion der SPD, und gewiß auch nicht die Mehrheit in der Fraktion der FDP, und ganz bestimmt auch einige Kolleginnen und Kollegen in der Fraktion der CDU wollen die Beibehaltung der Gewissensprüfung. Aber wir werden das heute beschließen. Keiner in der sozialliberalen Koalition will dieses Gesetz wirklich. Jeder wüßte bessere und überzeugendere Lösungen. Und doch wird man ihm heute zustimmen. Ich weiß nicht, ob uns allen bewußt ist, daß es ungeheuer schwierig sein wird, einem jungen Staatsbürger ein solches Abstimmungsverhalten zu verdeutlichen.«

Egon Lutz hat sich mit seiner Abstimmungsprognose geirrt. Seine Einschätzung, was den Erklärungsnotstand etlicher Parlamentarier betrifft, stimmt aber. Da gibt es nämlich einen eindeutigen SPD-Parteitagsbeschluß, der jede Form von Gewissensprüfung bei Kriegsdienstverweigerern aufgehoben wissen



Gewissensprüfungs-Befürworter Ehrenberg

möchte. Dies interessiert eine Mehrheit der SPD-Bundestagsfraktion nur am Rande. Politische Willensbildung vollzieht sich, so zeigt die Erfahrung, bei der SPD ohnehin nicht mehr von unten nach oben; sondern von rechts nach links: Vom

EGON ERWIN KISCH

wird gern gefeiert: Als Heroe des Journalismus, als »rasender Reporter«. Gedruckt wird EGON ERWIN KISCH nicht so gern. Zum ersten Mal in der Bundesrepublik erscheint nun, 28 Jahre nach seinem Tod:

Egon Erwin Kisch
Geschichten aus sieben Ghettos
Vorwort Günter Wallraff
Illustration Paul Urban
204 Seiten, gebunden, 28 Mark

Coupon

Bitte Einsenden an Konkret Literatur Verlag Rentzelstraße 7, 2000 Hamburg 13

Hiermit bestelle ich:

..... Ex. Egon Erwin Kisch, Geschichten aus sieben Ghettos, 28,— Mark

☐ Post/Bankscheck liegt bei
☐ Ich habe bereits 28 Mark überwiesen auf Hamburger Sparkasse Kto.: 1238/121485

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ/Ort

Kanzleramt zur Bararacke hin, vom Kanzler zum Parteivorsitzenden. Willy Brandt gab während einer SPD-Fraktionssitzung, bei der das Kriegsdienstverweigerungsgesetz zur Diskussion anstand, keinen Muckser von sich. Er räusperte sich nicht einmal, als die Mehrheit seiner Fraktionskollegen zu erkennen gab, gegen den Beschluß der Partei zu votieren, deren Vorsitzender er ist.

Parteiordnungsverfahren in der SPD sind schon aus weitaus nichtigeren Gründen eingeleitet worden, weil Mitglieder angeblich gegen deren Beschlüsse verstoßen hatten. Eigentlich kann Willy Brandt im nachhinein froh sein, daß wenigstens elf Sozialdemokraten ermöglicht haben, ganz im Sinne seiner Partei ein Gesetz zu verhindern.

Der Mit-Neinsager Erich Meinike aus Oberhausen zu KONKRET: »Nicht auszudenken, daß irgendein wildgewordener Prüfungsausschuß künftig fröhlich Beweise erhoben hätte: beim Jugendamt, in den Schulen, bei der Polizei, beim Verfassungsschutz und sonstwo. Der Bund könnte solche exzessiven Erhebungsmethoden nicht einmal stoppen, weil die Ausschüsse nicht an Weisungen gebunden sind. Die Gesinnungsschnüffelei nähme kein Ende.«

Inzwischen ist zu hören, die SPD wolle in der kommenden Legislaturperiode einen neuen Anlauf starten. Die Gewissenschleuder soll dann doch vom Tisch. Auch FDP-General Verheugen hat sich in dieser Richtung bereits geäußert. Diese Wendung mag nun verstehen, wer will. Der amtierende Bundestagspräsident Georg Leber sagte zum Ausklang der Legislaturperiode vor dem Hohen Hause: »Ich wünsche allen Damen und Herren gute Erholung, eine hoffentlich ungestörte Pause, und daß die Sonne nach dem bisherigen Verlauf dieses Jahres nun, nach dem Ende der parlamentarischen Arbeit, aufgehen und wochenlang warm über allen Deutschen scheinen möge.«

Aber, bitteschön, nicht zu sehr auf's Haupt.

Wolfgang Meyer

VOLKSEMPFINDEN

Weg mit dem Dreck

An einem Mainachmittag dieses Jahres wurde ein fünfjähriges Mädchen im Düsseldorfer Hofgarten von einem 35-jährigen Mann sexuell belästigt. Das Mädchen wurde dabei nicht körperlich verletzt. Nach diesem Vorfall forderte eine »Interessengemeinschaft Kindersicherer Hofgarten« Maßnahmen der Behörden gegen »Triebtäter«, »Exhibitionisten«, »Stadtstreicher«, »Schwule« und »andere kriminelle Elemente«. Man kann darüber streiten, wie ernst ein solcher Aufruf zu nehmen ist angesichts eines Vorfalls, der geeignet ist, Emotionen zu wecken, deren Befriedigung zuletzt von den Nazis gewährleistet wurde. Unser Strafrecht hat Regeln, die diese Tat ebenso mit Strafe bedrohen wie den Aufruf zur Verfolgung von Minderheiten. Aber wir haben auch gewählte Politiker wie den Bürgermeister Bruno Recht (FDP), der nach diesem Aufruf schrieb: »Der Hofgarten darf kein 'Lustgarten' für Abartige und Kriminelle sein. Wir müssen in gemeinsamer Anstrengung — alle beteiligten Ämter der Stadt und die Polizei — diese einstmals strahlende grüne Lunge von dem Dreck befreien, der ihre Lebensfähigkeit bedroht.« Vor wem muß man sich da mehr fürchten? Vor dem 35-jährigen Straftäter oder vor Bürgermeister Recht?

EUTHANASIE

Bleibt im Amt

Auf rund 12.000 Gerichtsgutachten kann der nette Herr zurückblicken. Primarius Dr. Heinrich Gross ist Österreichs bekanntester Gerichtspsychiater.

Als er an der Universität Salzburg einen Vortrag über »Tötungsdelikte Geisteskranker« halten sollte, veröffentlichte der Arzt Werner Vogt ein Flugblatt, das sich auf das Archiv des Österreichischen Widerstands stützt: Gross, NSDAP-Mitglied ab 1933 und schließlich SA-Obertruppführer, arbeitete von 1940 — 1943 in der Wiener Kinderklinik »Am Spiegelgrund«, wo er an der Tötung hunderter Patienten beteiligt war. Euthanasie nannte man diesen organisierten Massenmord mittels der Medikamente Veronal und Luminal.

Nach Kriegsende wurde er der Beihilfe zum Totschlag für schuldig befunden, obwohl die Krankenschwester Anna K. als Zeugin geschworen hatte, Gross habe nicht nur von den Morden gewußt, sondern auch den Auftrag dazu gegeben. 1963 trat Gross der SPÖ bei und machte Karriere. Gemeinsam mit dem Ex-SS-Mann Harrer gibt er die Fachgazette »Forensia« heraus. Ihm wurde der Theodor-Körner-Preis verliehen. 1977 fuhr er auf Einladung der österreichischen KP gemeinsam mit Harrer in die Sowjetunion und erklärte die dortige Gerichtspsychiatrie für »in Ordnung«.

Der Flugblatt-Verantwortliche Vogt wurde von Gross verklagt und vom Gericht verurteilt, obwohl er den Wahrheitsbeweis seiner Angaben antreten konnte. Vogt geht in die nächste Instanz, Gross bleibt im Amt.

Georg Biron

SPRACH-ERLASS

Berufs-Entsorgung

IMMER, wenn etwas zum Himmel stinkt, gibt es zwei Methoden, das Übel zu beheben. Entweder man beseitigt den Gestank, oder man tut etwas gegen das Naserümpfen. Da das zweite Verfahren entschieden kostengünstiger ist als das erste, wird es von der Industrie bevorzugt angewendet, die gegen die Nasenrümpfer ihre kreativen Jungs von der kosmetischen Abteilung mobil macht. Und die verwandeln dann im Handumdrehen eine garstige Atommülldeponie in einen lieblichen Entsorgungspark, die umgekippte Elbe in einen intakten Wasserlauf mit — leider — einem »Sauerstoffloch« darin, oder die befinden über den Rhein, daß sein Wasser »doppelt so gut« ist wie vor zehn Jahren — man hätte auch sagen können, halb so schlecht, und das reicht immer noch nicht zum Baden.

Allein, bei aller Hochachtung vor den Fertigkeiten der Fassadenmaler und der Saubermacher mit den schönen Worten — eines können sie noch nicht: den Gebrauch von Wörtern, die ihren Auftraggebern nicht passen, durch geeignete Beschwörungsformeln unterbinden. Das aber kann, anders als die Industrie, die hier noch nachzuholen hat, heute bereits der niedersächsische Wissenschaftsminister Pestel, der durch Ministerialerlaß der Oldenburger nicht so genannt sein dürfenden Carl-von-Ossietzky-Universität die Benutzung eines Worts verboten

Radikalauer von Winfried Thomsen

Alle Staatsgewalt geht auf das Volk los.

In der Universitätsstadt Freiburg wurde die Freiheit des Leerens auf die Polizei ausgedehnt.

Alle Nationen haben Spezialeinheiten. Die Deutsche Einheit heißt GSG 9.

Strauß nennt das Verhandlungsangebot der UdSSR einen alten Hut. Er hätte lieber einen neuen Stahlhelm.

Nach dem Bankraub kam es zu einer Festnahme mit Todesfolge.

Wie funktioniert die Neutronenwaffe? Die Ölfelder bleiben, die Ajatollahs sind weg.

Bei den Grünen steht das Barometer auf Gruhlgang.

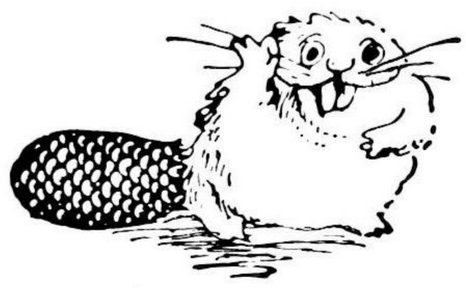
Die Israelis verbreiten unter den palästinensischen Bürgermeistern eine Bombenstimmung.

Die Eigentümer dürfen sich mit einer Haussperrung gegen Schwerpunktmieter zur Wehr setzen.

Ich bin dafür, den Bundesarbeitsrichtern das Streikrecht zu geben. Dann könnte man sie aussperren.

Die Union klagt über eine Rufmordkampagne gegen Strauß. Soll sie doch froh sein, wenn der Ruf beseitigt wird.

Anfrage an die CDU: trifft es zu, und, wenn ja, wie konnte es dazu kommen, daß ein Sender nach Rosa Luxemburg benannt wurde?



hat: des Worts »Berufsverbot«. Zitat aus dem Erlaß, die Säuberung des Vokabulars und damit die Entschmutzung der Atmosphäre im Wissenschaftsbereich betreffend:

In zwei Beiträgen im Uni-Info wird das Wort 'Berufsverbot' verwendet, um den Sachverhalt zu bezeichnen, daß Bewerber um Stellen der Universität aufgrund des Ergebnisses des Verfahrens nach dem Beschluß des Landesministeriums über die politische Betätigung von Angehörigen des öffentlichen Dienstes gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung nicht eingestellt werden dürfen.

Uff — das war wohl Eigenbau, und kein fixer kreativer Junge hat da mitgeholfen bei der höchst ministerialen Syntaxfindung. Also noch einmal, und auf Deutsch: die Oldenburger Unizeitung hatte die Tatsache, daß Bewerber um einen Uni-Job ihrer Gesinnung wegen nicht genommen wurden, als Berufsverbot bezeichnet.

Das ist eine Fehlinformation. Das politische Schlag- und Reizwort vom »Berufsverbot« für Radikale ist völlig fehl am Platz und soll offensichtlich nur politische Emotionen wecken. Die Verfassung und die sie konkretisierende Regelung des Beamtenrechts statuiert kein Berufsverbot. Sie stellen nur eine legitime Zulassungsvoraussetzung auf. Wer dem Staate dienen will, darf nicht gegen den Staat aufbegehren und anrennen wollen.

Wes Brot ich eß, des Lied ich sing, heißt das im Volksmund; oder im Mittelalter: Cuius regio, eius religio; zu deutsch sagt man: Tendenzschutz; oder zu Kassel: die Aussperrung ist legitim. In Hannover sagt man:

... bitte ich sicherzustellen, daß sich solche irreführenden Darstellungen in Veröffentlichungen der Universität nicht wiederholen.

Seither herrscht in Oldenburg das große semantische Unbehagen — was soll man nun sagen, wenn jemandem der Beruf verboten wird? »Berufsverbot« darf man nicht — wie ist es mit einem Berufsverzichtsgebot, mit einer Berufsentbindung, einer Berufsverhütung, einer Berufsunterbrechung aus politischer Indikation?

Was aber immer noch zu sehr an das Original erinnert, das ja verboten ist in Niedersachsen; drum hat die Oldenburger Uni die fixen Jungens aus der kreativen Branche angesprochen — und die fanden gleich auf Anhieb die Vokabeln, die den Tatbestand im Sinne des Ministers richtig wiedergeben. Statt von »Berufsverbot« soll nämlich fortan von Berufsfeldverschlankung, von Berufswegbegradigung und von Berufszielentflechtung die Rede sein. Eine Berufsentsorgung ist in der Diskussion, und irgendwo in Niedersachsen, wo es noch manchen ungenutzten Salzstock gibt, wird ein Berufsentsorgungspark entstehen, wo die ausgebrauchten Berufselemente ihr Berufswunschdenken realistisch korrigieren und sich berufsbildnerisch behandeln lassen können.

Jürgen Holtkamp

PRESSE

Brandsatz mit Lunte

ACH was muß man doch von bösen Buben hören oder lesen: »Terroristische Vereinigung in Lübeck aufgehoben« (»dpa«) — »Bomben-Werkstatt der Terroristen gestürmt« (»Bild«) — »Neue Terror-Anschläge auf die Bundesanwaltschaft geplant« (»Bild«) — »Sprengstoffe statt Abitur« (»Welt«).

So berichtet die bundesdeutsche Presse im letzten März über die Festnahme von drei jungen Leuten in Lübeck. Terroristen, kurz vor einem Sprengstoffattentat in flagranti ertappt. Die Marzipan-Metropole als »Terroristen-Hochburg« (»Stern«). Und weil die Öffentlichkeit die Verbrecher auf immer im Gedächtnis behalten muß, gab die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe ihre Namen bekannt: Frank Riefenstahl (21), Heidrun Sturm (28), Jörn Meißner (25).

Leider erfuhren die Zeitungsleser der Republik nach diesem prächtigen Fahndungserfolg über den weiteren Verlauf der Dinge wenig. Denn trotz hartnäckigen Bemühens der Strafverfolgungsbehörden gelang es nämlich bisher nicht, die drei Bösewichter ihrer verdienten Strafe zuzuführen.

Nach einem anonymen Hinweis auf einen geplanten Bombenanschlag (so die spätere Anklage) waren Riefenstahl und Heidrun Sturm am 3. März abends auf der Straße verhaftet worden. Als Beweismaterial wurden in ihrem VW unter anderem sichergestellt:

- 1 Flasche Brennspiritus
- 1 Reservebenzinkanister
- 1 Schachtel »Uhu-plus«
- 1 Kanister (5 Liter) mit einem Stoffetzen um den Verschluß.

»Bild« machte daraus: »In einem ihrer Wagen wurde ein Brandsatz (Benzinkanister mit Lunte) gefunden.«

An diesem Abend hatten die beiden den Mathematikstudenten Jörn Meißner nach Hause gefahren, von dem Riefenstahl den VW gekauft hatte. Die drei kannten sich flüchtig. Meißner wurde einen Tag später verhaftet, als er die Wohnung von Freunden verließ. »Bild«: »Meißner konnte zunächst flüchten, wurde einen Tag später bei Travemünde gefaßt.«

Laut BGH-Rechtsprechung muß eine kriminelle Vereinigung aus mindestens drei Personen bestehen. Die hatte man nun. In der Wohnung Riefenstahls beschlagnahmten die Fahnder alles, was zum Bombenbasteln irgendwie geeignet sein könnte: Blitzbirnen, 2 Paar Kunststoffhandschuhe, Klingeldraht, einen Wecker »mit auf der Rückseite aufgeklebtem Mikroschalter«, Seitenschneider, Klebeband. Außerdem nahmen sie jede Menge linke Druckschriften, Tagebücher und Aktenordner mit, in denen sich Briefwechsel mit inhaftierten Terroristen befanden (Riefenstahl war Mitglied der Lübecker »Knastgruppe«, die Häftlinge betreute).

Als heißester Fund erwies sich jedoch eine Plastiktüte mit Abfall aus Meißners Wohnung. In ihr lag neben Blitzbirnchen und Draht aus den Packungen, die in Riefenstahls Wohnung beschlagnahmt wurden, auch ein zusammengeknüllter »Din-A-4-Bogen mit einer Schaltskizze.« Damit war die Mülltüte wichtigstes Indiz für die Querverbindung Riefenstahl-Meißner als terroristische Vereinigung und gleichzeitig für den begonnenen Bombenbau.

Leider wurde diese Mülltüte jedoch auf der Beschlagnahmebescheinigung später nachgetragen. Erklärung der durchsuchenden Beamten (laut Anklage) dazu: In der Eile des Aufbruchs sei die Tüte zunächst übersehen worden. Dann sei man mit Meißner nochmal in die Wohnung gefahren und habe ihm eröffnet, man wolle auch diese Tüte mitnehmen. Damit habe er sich einverstanden erklärt.

Wer kann schon seine von einer fremden Mülltüte unterscheiden? Das muß sich wohl auch der Haftrichter gefragt haben, denn der Professorensohn Meißner wurde gegen eine Kaution schon nach ein paar Tagen auf freien Fuß gesetzt. Frank Riefenstahl und Heidrun Sturm dagegen blieben für fünf bzw. sechs Monate in U-Haft, unter den verschärften Haftbedingungen, die nach BGH-Anordnung bei »Verdacht des Vergehens nach § 129 A StGB« (Gründung einer terroristischen Vereinigung) anzuwenden sind: Strenge Einzelhaft, Lochblech vor dem Zellenfenster, tägliche Durchsuchung, Besuchsbeschränkung, Trennscheibe.

ZUVIEL DER EHRE

Große Anfrage der Abgeordneten Dr. Dregger, Erhard, Spranger, Dr. Klein und der Fraktion der CDU/CSU an die Bundesregierung zum Verfassungsschutzbericht:

Im Teil Linksextremismus fehlt nicht nur ein entsprechender Abschnitt (über Zeitschriften). Eine große Zahl wichtiger Publikationen, wie ID, Pflasterstrand, Das Blatt, SK, Die Neue, KONKRET werden auch sonst nicht erwähnt.

Und im Bundestag beschwerte sich der CDU-Redner Erhard (Bad Schwalbach) über diese »Anbiederung und Feigheit«:

Sie müßten sich dann nämlich entscheiden, ob Zeitungen und Zeitschriften wie KONKRET, »Die Neue«, die »Sozialistische Korrespondenz«, »Links« und ähnliche Blätter zum Linksextremismus zu zählen sind. Nein zu sagen wäre bei den meisten unhaltbar. Ja zu sagen bedeutet den Konflikt mit den eigenen Mitgliedern in den Fraktionen der SPD und FDP... Da weichen Sie, Herr Bundesinnenminister, lieber ins Schweigen aus.

Wir schließen uns den Ausführungen des Herrn Vorredners an. Berichte des Verfassungsschutzes, in denen zwar KONKRET fehlt, aber auch Dr. Dregger, der Freund des folternden Demokraten Reza Pahlevi, und Franz Strauß, der Kamerad des Mörders Pinochet, nicht namentlich erwähnt werden, taugen wirklich nur einen Schahs-Dregg.

Falsche Anschrift verriet die Lübecker Bomben-Werkstatt

Neue Terror-Anschläge auf Bundesanwaltschaft geplant

Lübeck

Mittwoch, 7. März 1979

Nr. 56/10 • HAMBURG-AUSGABE • S. 1

Brandsatz im Auto

Bomben-Werkstatt der Terroristen gestürmt S. 9

»Terrorismus«-Berichterstattung in der »Bild«-Zeitung

Ende Juli hatte die Staatsanwaltschaft beim OLG Schleswig dann endlich die Anklage fertig. Dieses Meisterwerk von 45 Seiten Länge verdiente eigentlich die ungekürzte Veröffentlichung. Aus Platzgründen hier nur einige Auszüge:

Über Riefenstahl: »*Entsprechend der Beschreibung der 'Undogmatischen Linken' des Verfassungsschutzberichtes 1976 verließ der Angeschuldigte frühzeitig die Wohnung seiner Familie und schloß sich Wohngemeinschaften an.*«

Über Meißner: Er habe zugegeben, »*daß er das Buch 'Das muß kein Wettermann sein, um zu sehen, woher der Wind bläst' gelesen und mit Unterstreichungen und Ausrufezeichen versehen*« habe.

Über Riefenstahl und die Knastgruppe: »*Noch deutlicher wird das Bestreben des Angeschuldigten, die 'Knastgruppe' nach außen hin abzuschließen und nur für zuverlässig befundene Personen zu öffnen, an den von ihm... veranlaßten Veröffentlichungen und seiner eigenen Presseerklärung vom 26. Juli 1978, einen Spitzel entlarvt zu haben.*«

Bei diesem Spitzel handelt es sich um Regierungsoberinspektor Ringer vom Bundesamt für Verfassungsschutz. Nach dem Malheur mit der »Knastgruppe« (die dem Verfassungsschützer auf die Schliche kam, ihn fotografierte und sein Notizbuch erbeutete) wurde Ringer in den BfV-Innendienst versetzt. Wer einen Spitzel entlarvt, ist Terrorist.

Was nun das angeblich geplante Sprengstoffattentat betraf, so wurde neben den beschlagnahmten Benzinkanistern, Blitzbirnen und Glühzündern zum Kernpunkt des Anklagevorwurfs nichts weiter als eine »vorläufige gutachterliche Stellungnahme« präsentiert. Nämlich zur »Frage, ob unter Verwendung dieser Teile eine Vorrichtung erstellt werden könnte, die zur Zündung eines Dampf-Luft-Gemisches (z.B. von Vergaserkraftstoff) oder von Explosivstoff geeignet wäre?«

»Diese Möglichkeit ist zu bejahen«, erkannte tatsächlich der Sachverständige. Wer oder was allerdings mit der möglichen Bombe in Brand gesetzt werden sollte, dazu konnte auch der Gutachter keine Erkenntnisse beisteuern. Immerhin wurden bereits im August bzw. September Frank Riefenstahl und Heidrun Sturm aus der U-Haft entlassen — unter strengen Meldeauflagen, versteht sich. Und am 12. Dezember entschied der II. Strafsenat des OLG Schleswig: Die Anklage wird nur hinsichtlich des Vorwurfs »Gemeinschaftliche Verabredung zur Brandstiftung« zur Hauptverhandlung zugelassen. Hinsichtlich des Vorwurfs »Gründung einer terroristischen Vereinigung« fehle es jedoch, so der Senat, »an der Wahrscheinlichkeit einer späteren Verurteilung«.

Nach dieser schönen Entscheidung vergehen weitere fünf Monate, in denen wegen »Fluchtgefahr« für alle drei der Haftbefehl samt Meldeauflagen aufrechterhalten blieb: Frank Riefenstahl etwa darf Schleswig-Holstein nicht verlassen, Heidrun Sturm darf ihn (von Berlin aus) nur an zwei Wochenenden im Monat besuchen, beiden sind die Personalausweise entzogen.

Das Verfahren wegen der »Verabredung zur Brandstiftung« steht ja noch aus. Am 19. Mai jedoch hebt die 3. Große Strafkammer des Landgerichts Lübeck überraschend die Haftbefehle auf. Begründung: »Da nach dem gegenwärtigen Stand der Ermittlungen die Wahrscheinlichkeit nicht groß ist, daß die Angeklagten schuldige Täter der ihnen zur Last gelegten Straftat sind, war der Haftbefehl gemäß § 120 Abs. 1 Satz 1 StPO aufzuheben.«

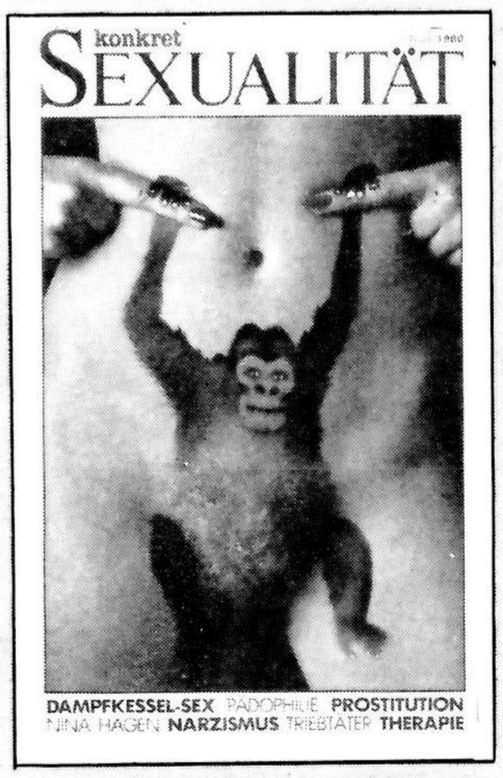
Die fällige »Bild«-Schlagzeile »'Terroristen' waren keine« muß ich irgendwie übersehen haben.

Sabine Rosenbladt

welcher Ochse nimmt
eine alte Kuh in ein Amt?"

Wider den Muff

Das erste „konkret"-Heft über Sexualität wurde in Bayern beschlagnahmt und von Pressegrossisten in Hamburg zwei Monate lang nicht ausgeliefert — nicht weil es pornographisch war, sondern den Versuch unternahm, „die Geschäftsgrundlagen der Porno-Presse zu demolieren". Allen Zensurmaßnahmen zum Trotz: Das Heft wurde 100 000mal verkauft. Jetzt liegt Heft 2 vor — mit höchst unterschiedlichen Beiträgen renommierter Sexualforscher, Therapeuten und Publizisten wie Eberhard Schorsch, Volkmar Sigusch, Martin Dannecker, Hermann Peter Piwitt, Peggy Parnass, Hermann Gremliza u. a. Ihre Themen:



Provokantes, Degoutantes, Neuerkanntes im »konkret«-Heft über Sexualität

Sexualität und Gesellschaft, Moral, Pädophilie, Sex vor Gericht, Prostitution, Zölibat, Hausmänner. Anregende, oft aufregende, provokante, zuweilen auch degoutante Lektüre (8 Mark, an allen — allen? — Kiosken).

Foto: W. Selhtsch

Polizei-Fotograf vom »Jugendschutz« und Mitglieder des »Hamburger Tuntenchors«: Jeder zehnte erfaßt?

STERNSCHANZEN-TAG

Wie mann im liberalen, sozialdemokratisch regierten Hamburg mit Homosexuellen umgeht
Von Hartmut Schulze

BEIM alljährlichen Presse-Kegeln hat sich mitte Juli der neue Sprecher der Hamburger Polizei, Peter Kelling, gut eingeführt. Neben ordentlichen deutschen Männern wie dem Vereins- und Westbank-Sprecher Hartmut Heinicke oder Christian Müller, dem PR-Chef der Holsten-Brauerei, machte Kelling — obwohl für seinen Job ein bißchen zu smart — eine ganz passable Figur.

Foto: Günter Zint

Polizei-Sprecher Kelling:
»Ekelerregende Belästigungen«

Auch mit der Wahrheit kann er so umgehen, wie es von einem Polizei-Sprecher erwartet wird, zumal wenn es sich um nicht ganz so ordentliche deutsche Männer handelt: Homosexuelle. Die hatten nämlich Ende Juni in Hamburg wie in zahlreichen anderen europäischen und amerikanischen Städten eine »Gay Pride Week« veranstaltet und am »Christopher Day«, am 28. Juni, dem Tag, an dem sich vor 11 Jahren in einer New Yorker Schwulen-Bar Homosexuelle zum ersten Mal gegen Übergriffe der Polizei zu Wehr setzten, eine Demonstration organisiert.

Der 28. Juni konnte, zumindest für die Bundesrepublik, künftig getrost »Sternschanzen-Tag« genannt werden. Nach dem gutgelaunten Marsch durch die Hamburger Innenstadt, bei dem rund anderthalbtausend Schwule *und* »Normale« (darunter auch eine ganze Menge Prominenz) hinter Lautsprecher-Musik von Pink Floyd oder der Tom-Robinson-Band hertanzten, sollte im Sternschanzen-Park ein Abschluß-Picknick stattfinden.

Daraus wurde nichts. Und daran hatte nicht nur der Regen schuld. Kaum waren die Demonstranten abseits von Presse und Prominenz und abseits vom Hamburger Wochenend-Einkaufs-Betrieb (Passanten hatten der Schwulen-Demo öfter Beifall geklatscht), hieß es: »Ihr habt jetzt genug Spaß gehabt« — aus Polizistenmund. Dann flogen die Knüppel.

Den Anlaß bot ein weißer VW-Bus, von dem aus drei zivile Polizei-Beamte mitten auf der Picknick-Wiese Fotos von den Demonstranten machten. Die hatten nun allerdings drei Tage zuvor auf einer Podiums-Diskussion mit offiziellen Vertretern von CDU, SPD, FDP, DKP und Grünen die einmütige Forderung gehört, »Rosa Listen« (die amtliche Registrierung von Homosexuellen) müßten — sollte es sie tatsächlich geben — umgehend abgeschafft werden.

Von einem Zivil-Knipser, der die »Gay Pride«-Demo abfotografierte und der sich als Beamter des Jugendschutzes vorstellte, kam dann allerdings — unter Zeugen — die Auskunft: »Die Fotos brauchen wir zur Vervollständigung unserer Karteien«. Eben diesen »Jugendschützer« machten die schwulen Demonstranten im weißen VW-Bus auf der Picknick-Wiese aus. Der Bus wurde belagert, die Zivilen forderten per Funk den Schutz ihrer behelmten Kollegen an. Ohne Vorwarnung setzten die ihre Handschellen als Schlagringe ein, schlugen dem inzwischen fahruntüchtig gemachten Bus eine Gasse.

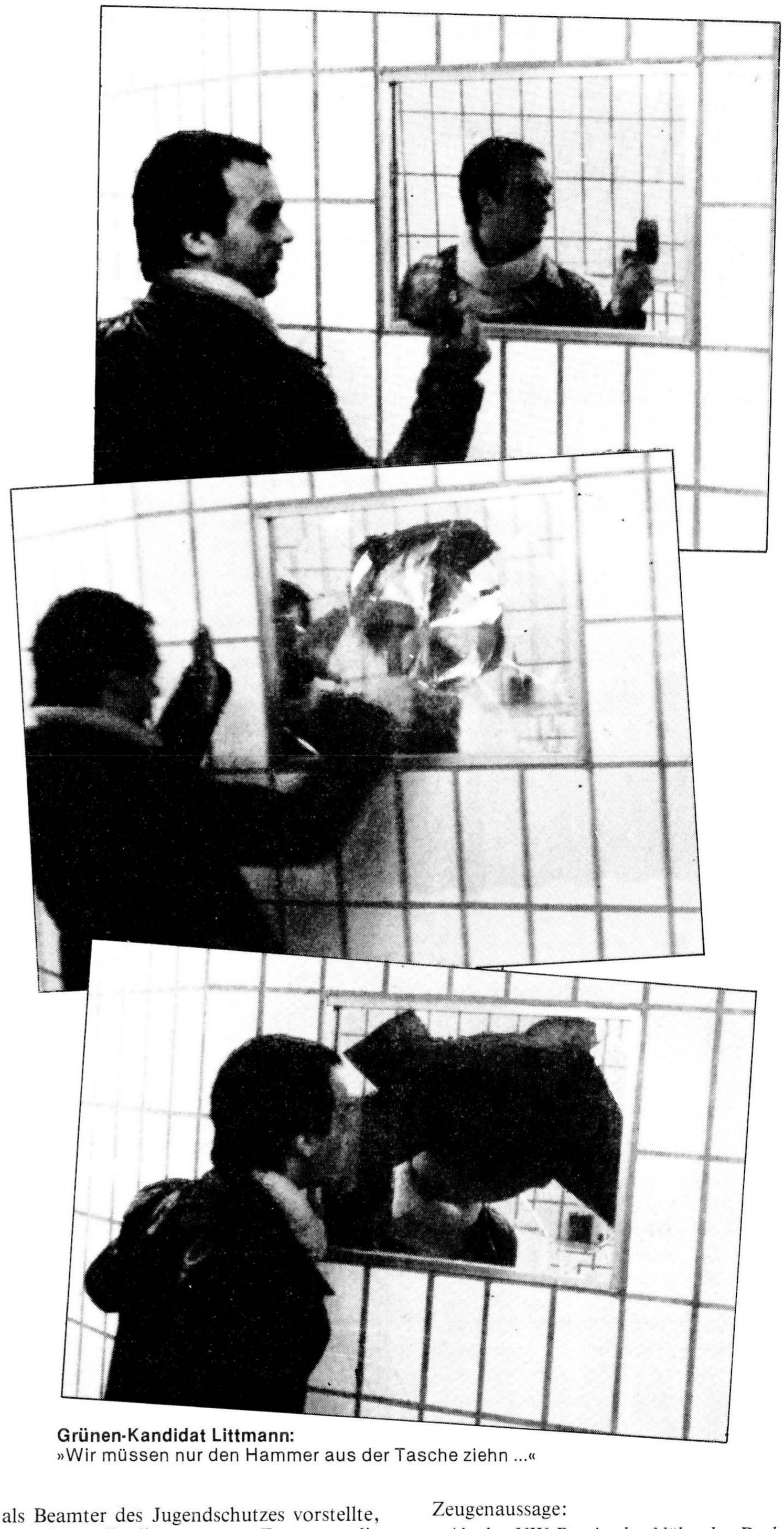
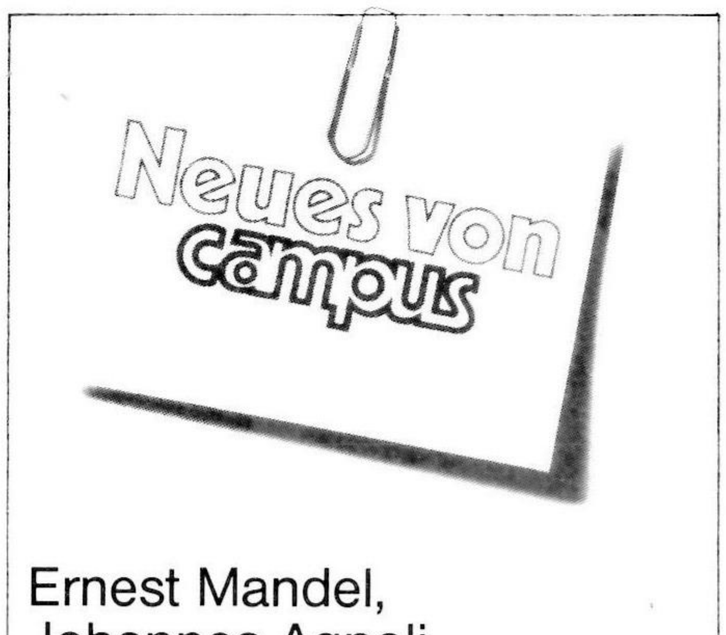


Foto: Rüdiger Trautsch

Grünen-Kandidat Littmann:
»Wir müssen nur den Hammer aus der Tasche ziehn ...«

Zeugenaussage:

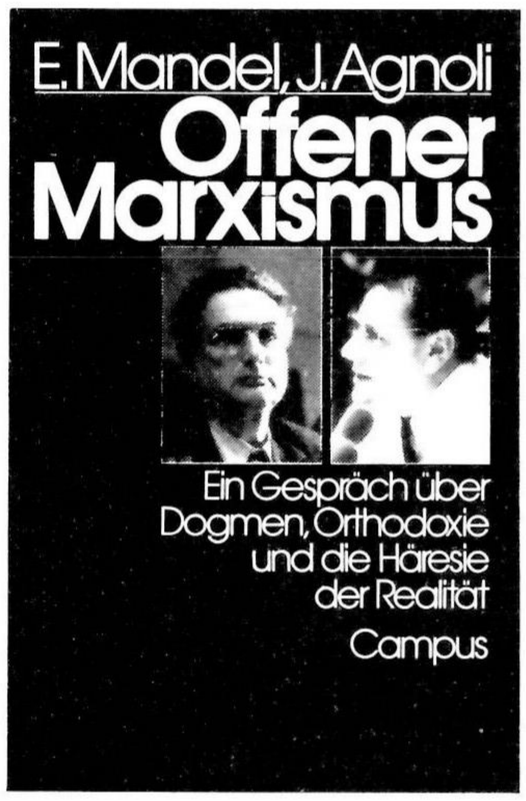
»Als der VW-Bus in der Nähe des Parkausgangs war — ich befand mich in der Zeit hinter dem Wagen in der Kolonne der Demonstranten, wurde vorn eine kleine Gruppe von Demonstranten von Polizisten umstellt, in die Büsche geschubst, zusammengeschlagen und mit 'Chemischer Keule' behandelt. Ich lief daraufhin zu einem Polizisten, der hatte gerade einen Schlagstock erhoben, und forderte ihn auf, mit dem Schlagen aufzuhören. Daraufhin stieß er mich ins Gebüsch. Als ich mich erhoben hatte, wandte



Ernest Mandel,
Johannes Agnoli
Offener Marxismus

Ein Gespräch über Dogmen, Orthodoxie und die Häresie der Realität
152 S., DM 12,–

Der orthodoxe Marxist Mandel wird von dem marxistischen Häretiker Agnoli interviewt: Über die sozialistische Bewegung heute und über die Fehler der Marx-Dogmatiker.



Kann ein „offener Marxismus" die ökonomischen und politischen Probleme lösen, an denen die Arbeiterbewegung in ihren traditionell-institutionellen Formen gescheitert ist?
Wie ist das Verhältnis zwischen dem Bedürfnis nach Umweltschutz und nach Wiederherstellung menschlicher Zustände einerseits und den Forderungen einer Arbeiterklasse andererseits, die in die „zerstörende" Technik ökonomisch und sozial eingebunden zu sein scheint? Und wenn schon Marx in der Arbeiterklasse zwar nicht das ganze Proletariat sah, immerhin aber den geschichtlichen Träger der Revolution: wie ist es um diese „Arbeiterzentralität" bestellt in einer Gesellschaft, in der inzwischen sich ganz andere, zuweilen zur Arbeiterklasse konträr stehende Subjekte der Emanzipation zu Wort gemeldet haben! Unvermeidlich am Ende des Interviews die Organisationsfrage: Ist die Form „Partei" für emanzipatorische Prozesse überhaupt geeignet?

Campus Verlag
Schumannstraße 65
6000 Frankfurt am Main

ich mich an einen Beamten und erklärte ihm, daß ich Strafanzeige erstatten wolle. Daraufhin schlug er mit seinem Schlagstock mindestens drei Mal auf mich ein und rief: 'Hau ab, du alte Sau!' Aufgrund der Schläge bin ich wieder ins Gebüsch gefallen; als ich mich erhoben hatte, wandte ich mich an einen Verkehrspolizisten und erklärte ihm, daß ich eine Strafanzeige stellen wolle. Er äußerte sich: 'Geh zur Wache!'. Er griff mich an die Schulter und trat mit seinen Knien in meine Geschlechtsteile.

Man hat mich dann zur medizinischen Behandlung wegen meiner Kopfverletzung gebracht.«

Zeugenaussage:

»*... kommt wieder ein Polizist in drohener Haltung auf mich zu, obwohl ich ruhig stehen bleibe, schreit mich an: 'Jetzt zeigen wir es euch, ihr seid selbst schuld.' Er und mindestens vier andere Polizisten schlagen wild auf mich ein, daß ich keine Einzelheiten mitbekomme, weil ich mit den Händen mein Gesicht schützen muß ...*«

Zeugenaussage:

»*Als sich der VW-Bus kurz vor dem Ausgang des Sternschanzenparks befand, habe ich gesehen, wie ein Polizist einen Demonstranten, der hinter dem VW-Bus stand, ohne Grund mit beiden Händen packte und unheimlich brutal das Knie in den Unterleib rammte, der Mann sackte lautlos in sich zusammen. Ich habe noch nie in meinem Leben so etwas Brutales gesehen. Kurz darauf wurde einem jungen Mann, nur weil er der Polizei im Wege stand, aus kurzer Entfernung etwas direkt in die Augen gesprüht.*«

Peter Kelling aber wußte auch mehrere Tage nach dem Sternschanzen-Einsatz von all dem nichts. Und das, obwohl die zivilen »Jugendschützer« auch eine unmittelbar nach den Vorfällen einberufenen Pressekonferenz in einer Hamburger Kirche observiert hatten. Kelling wörtlich: »Von Verletzten weiß ich nichts. Davon habe ich erst aus der Zeitung erfahren.«

Hätte der Pressesprecher sich nicht nur aus der Presse, sondern auch noch etwa beim behandelnden Arzt im Allgemeinen Krankenhaus Altona informiert, der sich besorgt über die Konzentration des Augen-Giftes »Chemical Mace« bei den Verletzten geäußert hatte, — dann hätte er sich ein Dementi und das Dementi des Dementis ersparen können. Denn fast eine Woche lang hat der Polizei-Sprecher glattweg abgestritten, daß es zum Einsatz der »Chemischen Keule« gekommen sei.

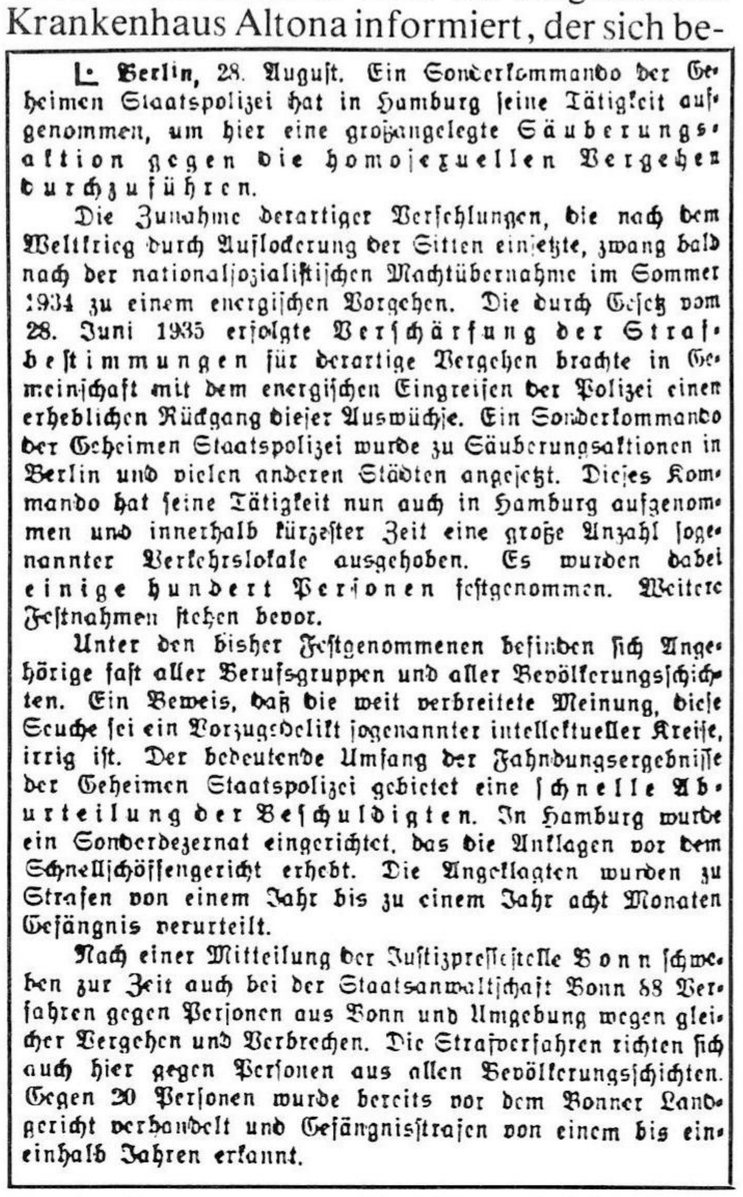
Von ähnlichem Wert wie das »Chemical Mace«-Dementi mag die Versicherung sein, daß es in Hamburg keine »Rosa Listen« gibt. Seit Jahren schon wird — ausgerechnet — im Gartenbauamt eine Kartei mit den Namen von männlichen Personen geführt, die zu nächtlicher Stunde auf bestimmten städtischen Grünanlagen von der Polizei angetroffen werden. (Wogegen übrigens die Fernseh-Journalistin Luc Jochimsen zu weiblicher Solidarität aufruft: Auch Frauen, die abends im Park spazieren gehen, sollten darauf bestehen, registriert zu werden.) Und noch bevor die Sternschanzen-Affäre im Rathaus zu den Akten gelegt werden konnte, hatten die Hamburger Schwulen ein weiteres Indiz für die »Rosa Listen« öffentlich gemacht.

Corny Littmann, Vorsänger im »Hamburger Tuntenchor« und Hamburger Spitzenkandidat der Grünen für die Bundestagswahl, hat es beschafft: mit einem Hammer. In einem öffentliche Klo auf St. Pauli ging ein Spiegel zu Bruch, ein Einweg-Spiegel. Hinter dem — und hinter denen in mindestens zehn weiteren öffentlichen Toiletten — saßen seit 1964 (der zuständige Innensenator hieß damals Helmut Schmidt) beamtete Spanner und registrierten, notierten und fotografierten nach Gutdünken, was sie für abartig hielten. Der Schwerpunkt der Klo-Aktion lag laut Polizei-Sprecher Kelling zwischen 1973 und '75, also *nach* der zweiten Strafrechtsreform des Paragrafen 175 StGB. Allein in diesen Jahren wurden 1.200 Hausverbote für die städtischen Klos ausgesprochen. Sämtliche Hausverbote sind bis heute im Polizei-Computer »Polas« gespeichert. Geht man von insgesamt 2.500 Hausverboten aus, wäre damit statistisch fast jeder zehnte homosexuelle Mann in Hamburg polizeilich erfaßt.

Peter Kelling spricht von einem »ganzen System der Anmache und der Übergriffe«, meint aber nicht die Homosexuellen-Bespitzelung, sondern »ekelerregende Belästigungen« auf den Toiletten. Wer trotz Hausverbot mal mußte und vom Spiegel-Mann erkannt wurde, bekam entweder einen Strafbefehl über 150 Mark oder gleich ein Ermittlungsverfahren wegen Hausfriedensbruchs (die staatsanwaltlichen Mitteilungen darüber trugen auch nach Aufhebung der Strafbarkeit homosexueller Handlungen den Vermerk »V175 a«).

Peter Kelling versteht die ganze Aufregung über die Hamburger Spiegel-Affäre nicht. Wer in korrekter Haltung gegen die Kacheln pinkele, den Kopf gebeugt, Gesicht zur Wand, werde schließlich in seiner Intimsphäre nicht verletzt. »Das Genital«, so Kelling, »ist dann vom Spiegel aus nicht mehr zu sehen.«

Dennoch versprach der Schützenbruder unter öffentlichem Druck, daß die Spiegel beseitigt und »als Sofortmaßnahme überpinselt« werden. Aber auch noch eine Woche später blieben die Spiegel wo und wie sie waren. Seitdem hat der »Hamburger Tuntenchor« einen neuen Text für Mike Krügers »Nippel-Song«: »Wir müssen nur den Hammer aus der Tasche ziehn/und damit spät am Abend auf die Klappe gehn ...« □



L. **Berlin,** 28. August. Ein Sonderkommando der Geheimen Staatspolizei hat in Hamburg seine Tätigkeit aufgenommen, um hier eine großangelegte Säuberungsaktion gegen die homosexuellen Vergehen durchzuführen.

Die Zunahme derartiger Verfehlungen, die nach dem Weltkrieg durch Auflockerung der Sitten einsetzte, zwang bald nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Sommer 1934 zu einem energischen Vorgehen. Die durch Gesetz vom 28. Juni 1935 erfolgte Verschärfung der Strafbestimmungen für derartige Vergehen brachte in Gemeinschaft mit dem energischen Eingreifen der Polizei einen erheblichen Rückgang dieser Auswüchse. Ein Sonderkommando der Geheimen Staatspolizei wurde zu Säuberungsaktionen in Berlin und vielen anderen Städten angesetzt. Dieses Kommando hat seine Tätigkeit nun auch in Hamburg aufgenommen und innerhalb kürzester Zeit eine große Anzahl sogenannter Verkehrslokale ausgehoben. Es wurden dabei einige hundert Personen festgenommen. Weitere Festnahmen stehen bevor.

Unter den bisher Festgenommenen befinden sich Angehörige fast aller Berufsgruppen und aller Bevölkerungsschichten. Ein Beweis, daß die weit verbreitete Meinung, diese Seuche sei ein Vorzugsdelikt sogenannter intellektueller Kreise, irrig ist. Der bedeutende Umfang der Fahndungsergebnisse der Geheimen Staatspolizei gebietet eine schnelle Aburteilung der Beschuldigten. In Hamburg wurde ein Sonderdezernat eingerichtet, das die Anklagen vor dem Schnellschöffengericht erhebt. Die Angeklagten wurden zu Strafen von einem Jahr bis zu einem Jahr acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Nach einer Mitteilung der Justizpressestelle Bonn schweben zur Zeit auch bei der Staatsanwaltschaft Bonn 88 Verfahren gegen Personen aus Bonn und Umgebung wegen gleicher Vergehen und Verbrechen. Die Strafverfahren richten sich auch hier gegen Personen aus allen Bevölkerungsschichten. Gegen 20 Personen wurde bereits vor dem Bonner Landgericht verhandelt und Gefängnisstrafen von einem bis eineinhalb Jahren erkannt.

Noch nicht ganz veraltet: Eine Meldung aus der nazistischen »National-Zeitung« (1936)

Johannes Paul II. in Mexiko: »Selig ihr, die ihr jetzt hungert« Foto: AP

Wojtyla und der Opiumhandel

Rohe Gedanken über einen reisenden Papst und die »Kirche der Armen«

Von Karl-Heinz Diesmann

Das **religiöse** *Elend ist in einem der* **Ausdruck** *des wirklichen Elendes und in einem die* **Protestation** *gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das* **Opium** *des Volks.*

(Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie)

DIESE Sätze sind fast 140 Jahre alt, und manchmal fragt man sich, ob sie überhaupt je geschrieben wurden. Oder ob sie nicht erst kürzlich geschrieben wurden. Denn die in unseren Breitengraden dominierende Religion, das Christentum, und hier wiederum die ältere und rigidere Konfession, die katholische Kirche, erlebt zu Beginn des 9. Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung, gemessen an ihrer Medienpräsenz jedenfalls.

Und daß der Karel Wojtyla aus Polen (von Berufs wegen Johannes Paul II. genannt) in den Medien präsent ist und seine Ideen so in das Bewußtsein der Öffentlichkeit ausstreuen darf, läßt sich kaum übersehen. Aber es läßt sich überschätzen — hoffentlich! —, und es läßt sich vor allem auch unterschätzen und mit verächtlicher Geste und überlegen-spöttischen Bemerkungen abtun. Und das ist ein Fehler. Denn dieser Mann handelt schließlich mit dem Opium des Volkes, und er ist einer der Größten und Erfolgreichsten dieser Branche. Und einer der Geschicktesten.

Die katholische Kirche ist ja ohnehin schon seit Jahrhunderten darin erfahren, die Sinne zu beeindrucken und den gesunden Menschenverstand zu betäuben: mit bunten Gewändern, Blumen und Schmuck, Gesang und Orgelklang, Weihrauch, Kerzenlicht und Buntglasfenstern, gezwungenen Körperhaltungen über längere Zeitspannen, das alles in überdimensionierten und verzierten Gebäuden. Jetzt aber bieten die PR-Reisen des Herrn Wojtyla zu exotischen Plätzen wie Mexico und Afrika und Brasilien, auch zu nicht ganz so exotischen Ländern wie Polen oder Irland, Gelegenheiten zu publikumswirksamen Verkündigungsshows, zu massenmedienverbreiteten Monumentalmessen (es fehlt nur noch der Breitwandfilm, möglichst im Sensurroundverfahren). Und bei all dem attraktiven folkloristischen Drumherum merkt man mitunter gar nicht, daß Wojtyla nicht nur lächelt und Hände schüttelt und Kinder küßt, sondern auch redet.

Und auch das Reden ist publikumsorientiert genug; flexibel ist er ja, der Papst. So jetzt in Brasilien: Vor den Armen in den Slums propagiert er die Kirche der Armen, vor Arbeitern vertritt er gewerkschaftliche Forderungen — und Begeisterung! Jubel! Sprechchöre! Massengesang! Tränen der Rührung bei Zuhörern und Rednern... — So weit die Laien der Dritten Welt. Den unteren Chargen des Unternehmens dagegen gilt es,

die nicht mehr so gern gesehene »Theologie der Befreiung« auszureden: also anläßlich einer Priesterweihe die Ermahnung, als Geistlicher sei man schließlich kein Gewerkschaftsfunktionär oder Parteipolitiker oder Gesellschaftsveränderer. Und nicht vergessen: Zölibat ist richtig, Geburtenkontrolle schändlich. Ansonsten: Friede, Freude, Hosianna.

Und die Menschen strömen zusammen und jubeln und lassen sich (wie in Afrika geschehen) tottrampeln.

Volkstümlichkeit eines Papstes ist noch nicht identisch mit Volksfreundlichkeit, das heißt, eine patriarchalisch anmutende Betreuungskirche für das Volk muß noch nicht identisch sein mit einer Kirche, in der das Volk selber Subjekt seiner eigenen Geschichte vor Gott ist und wird.

(Johannes Metz anläßlich der Mexikoreise des Papstes)

MAN hat wohl zu große Erwartungen gehabt. Die Sensation der Wahl eines Papstes aus Polen hat zu große Hoffnungen geweckt auf einen Fortschritt der katholischen Kirche und darauf, daß ein Papst, der aus dem Ostblock kommt, notwendig progressiver sein müsse als westliche Mitbewerber um die Nachfolge Petri. Pustekuchen. Das gibt's wohl nur in der Fiktion, und in dieser Hinsicht wird dann vermutlich auf Jahre hinaus Anthony Quinn als Kyril Lakota — leider! — unübertroffen bleiben. Aber warum sollte auch jemand aus dem Ostblock zwangsläufig progressiv sein? Hätte man nicht mit einem Trotzreaktionär rechnen müssen?

Die Kirchenfürsten im Konklave haben gut gewählt, alles was recht ist. Oder vielmehr: Gott hat seinen Managern auf Erden die rechte Eingebung gesandt, wie der Erfolg zeigt. Denn schien sein multinationaler Opiumkonzern in den letzten Jahren auf dem absteigenden Ast zu sein und seine Kundschaft an weltlichere Konkurrenten zu verlieren, so hat er jetzt wieder eine neue Konjunktur. Und damit diese Konjunktur auch von Dauer sei, hat der Papst nun unter den Völkern der Dritten Welt, dem größten Teil seiner Kundschaft also, die Parole von der 'Kirche der Armen' ausgegeben. Und die ist eine doppelbödige Angelegenheit.

Selig ihr Armen, denn euer ist das Reich Gottes. Selig ihr, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden. Selig ihr, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.

(Lukas 6,20f.)

DENN der Haken bei einer Kirche der Armen ist ja: Wenn die Kirche für die Armen da ist, ist sie aufgeschmissen, wenn es keine Armen gibt. Andersherum: Die Armen sind ein notwendiger Bestandteil einer Kirche der Armen. Einer solchen Kirche kann überhaupt nicht daran gelegen sein, gesellschaftlichen Reichtum und gesellschaftliche Macht, beide zweifellos vorhanden und zweifellos ungleichmäßig verteilt, gleichmäßig verteilt zu sehen. Die Armen und die Schwachen wären dann nicht mehr, die beste Kundschaft ginge flöten.

Denn schließlich, wenn die Armen und Schwachen nicht mehr arm und schwach wären, ihr Leben erträglicher wäre, könnten sie auf Trost- und Betäubungsmittel verzichten. Sie hätten Zeit und Energie und Muße, um nachzudenken. Auch über die Rolle der Kirche. Oder sie könnten die Bergpredigt lesen. Und das ist oft ein verhängnisvoller erster Schritt auf eine innerweltlich-politischere Orientierung hin. Da könnte dann der Opiumhandel zurückgehen, gar zusammenbrechen.

Deshalb auch die Kritik an der zwar edlen, aber zu kurzfristig planenden Theologie der Befreiung: schließlich sind die Theologen der Befreiung voller Aufopferung dabei, die Geschäftsgrundlage ihrer eigenen Organisation zu demontieren. Sie sägen mit oft qualvollem persönlichen Einsatz an dem Ast, auf dem der Klerus sitzt — vielleicht nicht gerade bequem, was die Priester vor Ort angeht, aber zumindest doch erträglich, oder auch, was die leitenden Angestellten anbelangt, ganz schön fett.

Da liegt er schon richtig, der Papst, wenn er eine Kirche der Armen propagiert. Nur so läßt sich das Unternehmen auf Dauer erhalten, vielleicht sitzt ja sogar mehr als Nullwachstum drin, wer weiß? Und wer, bitte, wollte denn kein Wachstum? Also, liebe Priester: Nicht politisieren bitte, von wegen Ausbeutung abschaffen und so; Almosen — darüber läßt sich reden, aber denkt daran: die Armen müssen uns erhalten bleiben. Und reißt euch zusammen und vergeßt das Zölibat nicht: keine sinnliche Befriedigung bitte, die ist ein Genußmittel der Konkurrenz (des Teufels und der Linken nämlich), immer schön sublimieren, alle Energien in den Dienst der Firma stellen. Und fürchtet euch: Gott ist allmächtig und der Papst unfehlbar.

Doch wehe euch, ihr Reichen, denn ihr habt schon euren Trost. Wehe euch, die ihr jetzt gesättigt seid, denn ihr werdet hungern. Wehe euch, die ihr jetzt lacht, denn ihr werdet klagen und weinen. Wehe euch, wenn euch alle Menschen umschmeicheln; geradeso taten ihre Väter den falschen Propheten.

(Lukas 6,24-26)

DA mag es eigentlich (besonders angesichts ökonomischer und politischer Schwierigkeiten in den 70er Jahren) nicht verwundern, daß gewisse Leute nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in den Industriestaaten unserer Breitengrade ihr Gefallen am Opium und seinen Händlern wiederentdecken (falls sie es je aufgegeben hatten) und in den Medien öffentlich Aufmerksamkeit und Respekt dafür bekunden (was ja wohl nichts anderes ist als eine Form von Schleichwerbung): Wer träumt, der sündigt nicht, der unterstützt nicht die Konkurrenz und der verdrängt, daß außerhalb des Traumes auch noch etwas liegt, was vielleicht nicht so schön ist, aber besser sein könnte, wenn man nicht so viel träumte.

Und das wäre nicht gut für das Wohlbefinden der Opiumhändler und derjenigen, die sich ein gutes Leben leisten können, wenn das Leben der meisten nicht so schön ist.

Aber nach dem Tode ist es ja eh am schönsten.

Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land zu Besitz erhalten. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erfahren. Selig, die lauteren Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig die Friedfertigen, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden. Selig, die Verfolgung leiden um der Gerichtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und lügnerisch alles Böse gegen euch sagen um meinetwillen.

(Matthäus 5, 5-11)

Ja, warum ist Jesus denn in den Himmel gefahren, als er auferstanden war? Warum blieb er nicht da?! Die hätten sich doch alle gefreut, wenn er da geblieben wäre...

(Ernst Glaeser, Jahrgang 1902)

VON nichts kommt nichts. Und woher kommt so etwas wie die Theologie der Befreiung, und Leute wie Camilo Torres oder Oscar Romero? Und so etwas wie die Reformation, und Thomas Münzer? Und so etwas wie die Bekennende Kirche, und die in KZs ermordeten Priester? Mehr ließe sich aufzählen — irgendetwas scheint nicht so recht zu stimmen mit dem Opium.

Da war vor rund 2000 Jahren die Sache mit dem Juniorchef. Der hat seine Sache glänzend gemacht und neuen Schwung in den Laden gebracht, aber er war wohl zu gut: Als seine aufrührerischen Reden und Taten zu einer Gefahr für das langfristige Prosperieren des Betriebes wurden, hat man ihn auf dezente Art und Weise — per Himmelfahrt — aus der Firmenleitung entfernt, auf daß sein Königreich ja nicht von dieser Welt würde. Seitdem — repressive Toleranz! — haben sich seine Ideen zu einem der größten Renner, zu einer der erfolgreichsten Marken des Opiummultis entwickelt.

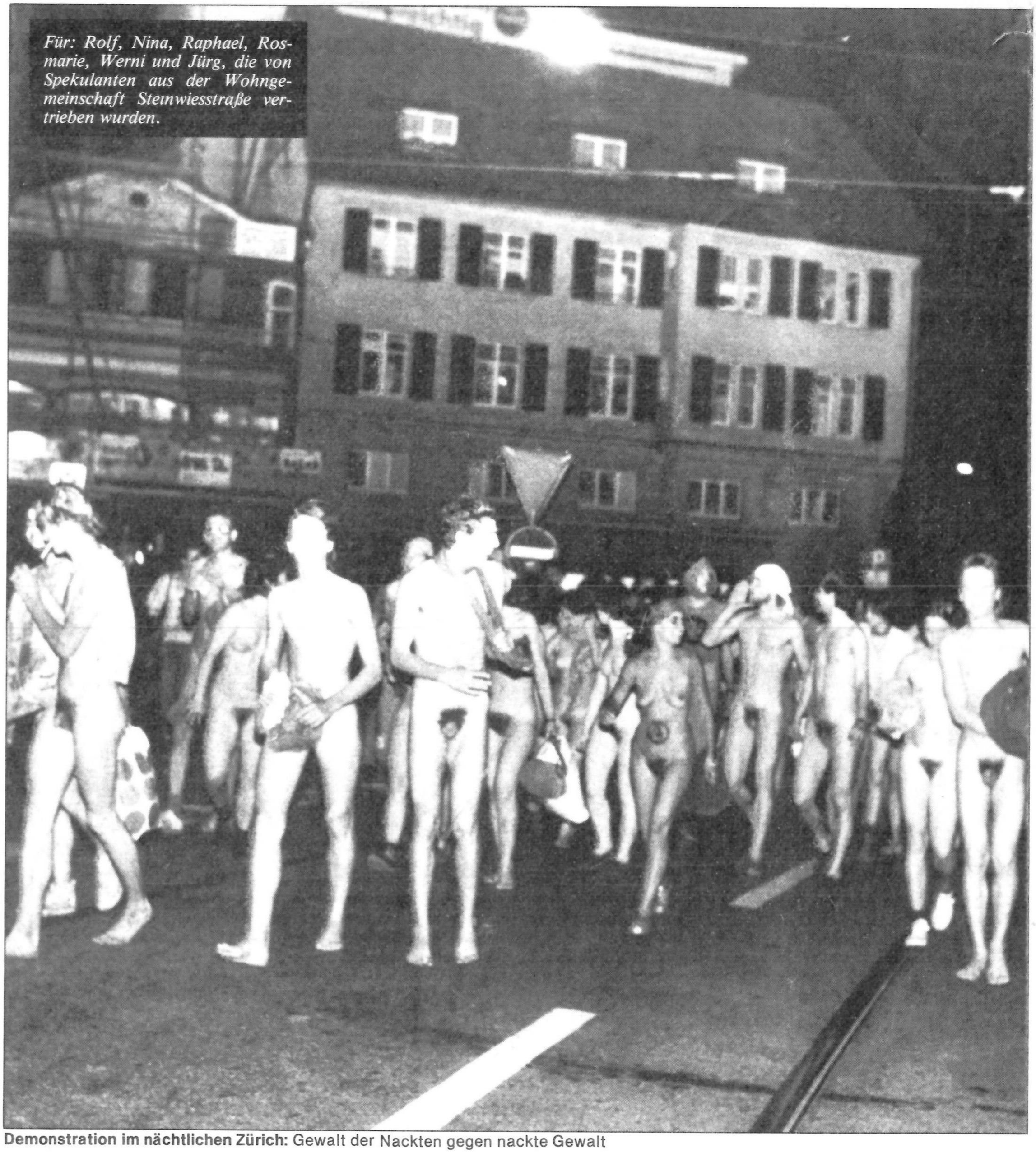
Aber man hat sich gleichzeitig auch einen lästigen Stachel ins eigene Fleisch gesetzt. Das Produkt hat durchaus anregende und durchaus innerweltliche Wirkungen gezeigt. Die christliche Ethik, mit Nächstenliebe und ähnlichen peinlichen Forderungen, kann unglücklicherweise das Geschäft verderben (da lobt man sich einen Konkurrenten wie den Buddhismus, der diese Schwierigkeiten von vornherein viel geschickter angegangen ist.). In der falschen (sprich: nicht offiziell abgesegneten) Dosierung kann das Mittel gefährlich werden — weniger für die Kunden und Benutzer, als vielmehr für die Händler und Mitverdiener (aber Ladendiebstahl, Veruntreuung und ähnlicher unautorisierter Umgang mit der Ware wird noch allemal mit Folter und Kerker und Scheiterhaufen und Konzentrationslager und ähnlichem bestraft).

Und so zieht denn der Papst in aller Welt herum und verkündet die rechte Dosierung, fleißig unterstützt und gefördert durch Zulieferbetriebe in aller Währungen Länder, besonders auch westlich-marktwirtschaftlicher (der Antichrist sagt dazu »privatkapitalistischer« und Schlimmeres), denn elend und hilflos müssen die Armen und Abhängigen bleiben, und der Kirche und den Mächtigen muß bleiben die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Eigentlich müßte sich bei alledem Jesus im Grabe herumdrehen. Aber das kann er ja nicht.

Die Aufhebung der Religion als des **illusorischen** *Glücks des Volkes ist die Forderung seines* **wirklichen** *Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die* **Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf.** *Die Kritik der Religion ist also im* **Keim** *die* **Kritik des Jammertales,** *dessen* **Heiligenschein** *die Religion ist.*

(Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie)



Demonstration im nächtlichen Zürich: Gewalt der Nackten gegen nackte Gewalt

LEICHTE KRAWALLERIE

Günter Amendt über die Züricher Unruhen und ihre Ursachen

MIR ist mulmig. Vor allem habe ich die falschen Schuhe an. Ich wäre nicht schnell genug, wenn sich einer der Greifer auf mich stürzen sollte. Und so bin ich erleichtert, als die Horde losgelassener Ziviler, die plötzlich vor mir auftaucht, vorbeihetzt. Sie hatten es auf einen Typen hinter mir abgesehen. Das ist die Polizeitaktik dieser Nacht: Rausgreifen, einsammeln und abliefern im Präsidium. Von dort, wenn nötig, weiter zum Kantonsspital. Für den Transport dorthin muß man allerdings selbst sorgen.

Man sollte Presseausweise in roter Leuchtfarbe für nächtliche Einsätze ausgeben. Das kleine, lindgrüne Ding, das ich hochhalte, ist kaum zu erkennen. Ich bin ununterbrochen damit beschäftigt, Greiftrupps zu identifizieren und ihnen auszuweichen. Am besten noch erkennt man Zivile, wenn man anstatt in ihre Augen auf ihre Füße schaut. Bei Leuten um die dreißig in Freizeitlook mit Adidas-Schuhen ist äußerste Vorsicht geboten. Die sind ebenso schnell wie wahllos.

Es ist der dritte Abend nach den »Opernhaus-Krawallen«. Ich schleiche über

die Quai-Brücke zum Bellevue. Ich will beobachten und berichten über das, was sich in dieser Nacht rund um das Opernhaus abspielen wird. Beobachten und berichten, nicht teilnehmen! Aus prinzipiellen Gründen nicht, aber auch, weil ich weiß, wie empfindlich die Schweizer Öffentlichkeit in derartigen Situationen auf Ausländer reagiert. Das war schon bei den sogenannten Globus-Krawallen vor 12 Jahren so. Damals konnte ich zum ersten Mal die Brutalität der Züricher Polizei studieren, aber auch den Mechanismus, Ausländer für Unruhen verantwortlich zu machen.

Diesmal gelten bereits Jugendliche, die aus Dörfern und Kleinstädten im Umkreis Zürichs angefahren sind, als Fremde, Ausländer und Aufwiegler. Ihre Arbeitskraft dürfen sie in der Stadt abliefern, auch das kommerzielle Freizeitangebot — vom Disco-Club zum Stützli-Sex — dürfen sie beanspruchen, ansonsten sollen sie sich in ihre Schlafstädte verziehen und dem Züricher Stadtbürger seine Ruhe lassen. Doch die Ruh' ist hin. Die brutale Machtpolitik, die von Stadt- und Kantonsbehörden seit Jahren gegen die Jugend betrieben wurde, hat zu einem Ausbruch aufgestauter Wut geführt, wie ihn die Metropole des Finanzkapitals in ihrer jüngeren Geschichte noch nicht erlebt hat. Daß es ausgerechnet an jenem Freitagabend — und nicht davor oder danach — zur ersten gewalttätigen Auseinandersetzung kam, ist Zufall, auch wenn an diesem Abend alles zusammenkam, was an explosivem Gemisch nötig ist, um einen Aufstand zu entzünden.

Hundert, vielleicht zweihundert Jugendliche waren zu einer Demonstration vor das Opernhaus gezogen. »Wir sind die Kulturleichen der Stadt«, hieß es auf einem Transparent. Ein Happening war vorgesehen, der eine oder andere Farbbeutel eingeplant. »Dreißig Jahre warten wir nun auf ein eigenes Jugendhaus, jetzt sollen die Opernhausbesucher mal dreißig Minuten zuhören, bis sie in ihr Haus reinkönnen«, so beschrieb ein Sprecher der »Arbeitsgruppe Rote Fabrik« (ARF) das Ziel der Demonstration. Seit Jahren fordern Züricher Jugendliche — organisierte und nichtorganisierte — ein Jugendzentrum, seit Jahren werden sie hingehalten oder mit kurzfristigen Ersatzlösungen abgespeist.

Foto: Michael Meyborg

Günter Amendt

Die ARF, in der Jusos ebenso mitarbeiten wie die Gruppe »Rock als Revolte«, die »Freaks am Friitig« und der Kommunistische Jugendverband (KJV), setzten sich für nichts anderes ein, als das, was in einer Volksabstimmung bereits vor Jahren entschieden wurde: Die »Rote Fabrik« — so genannt wegen der roten Backsteinfassade — soll zu einem Kulturzentrum umgewandelt und ausgebaut werden.

Nichts ist geschehen seitdem. Wohl aber ist die Goldküsten- und Zürichbergbourgeoisie dabei, sich eine Million Franken Kredit zur Renovierung des Opernhauses bewilligen zu lassen. Doch nicht nur das: Würde der Kredit in der bevorstehenden Abstimmung bewilligt, wäre — so sah es wenigstens zum Zeitpunkt der ersten Demonstration aus — die »Rote Fabrik« auf Jahre blockiert. Denn für die Dauer des Opernhaus-Umbaus beanspruchen Teile des Ensembles die Räume der »Roten Fabrik«.

Das war einfach zu viel.

Man kann sich nun darüber streiten, ob es der Polizeiprovokation an jenem Freitag-Abend noch bedurft hätte. Es waren keine Statisten, die plötzlich, in Kampfanzügen vermummt und behelmt, mit geflochtenen Schilden in der linken und Schlagstöcken in der rechten Hand aus dem Foyer der Oper strömten. Es waren Polizisten. Und sie legten gleich los.

Von der anderen Seite flogen Farbbeutel und Eier. Dann Steine. Innerhalb kürzester Zeit vermehren sich die Demonstranten wie durch ein Wunder. Pech für die Polizeikräfte. Ein Bob-Marley-Konzert ist gerade zuende, und der Besucherstrom wälzt sich zurück in die Innenstadt. Die erste Barrikade steht plötzlich quer über dem Limmat-Quai. Sie brennt. Die Polizei setzt Tränengas ein, knüppelt, feuert mit Gummigeschossen in die Menge. Später wird auch das Nervengas CB eingesetzt. Der Verkehr bricht zusammen. Autos werden demoliert. Trams beschmiert. Die Sprayer von Zürich sind am Werk. Und dann klirren die ersten Scheiben. Es ist kein Zufall, daß das »Odeon« dran glauben muß. Hier war einmal ein Treffpunkt, wo Typen, die jetzt die Scheiben zerdeppern, ihren Kaffee trinken konnten. Hier war eines der intellektuellen Zentren der 68er Bewegung. Heute ist das »Odeon« ein Schickeria-Puff ganz nach dem Geschmack der Nichtstuer vom Zürichberg.

Weiter gehts, den Limmat-Quai runter in Richtung Stadthaus. Aus dem Niederdorf strömt Verstärkung zu. »Die Straße« ist auf der Straße. Die Scheiben eines Pelzhauses werden eingeschlagen. Dann geht die Auslage eines Musikalienhändlers zu Bruch. Es kommt zu Plünderungen. Die Scheiben des Spirituosen-Händlers »Kurz« werden kleingehauen. Selbstbedienung. Auch die Wache der Kantonspolizei am Stadthaus, wo man die Verhafteten vermutet, wird demoliert.

Was sich in dieser Nacht auf Zürichs Straßen abspielt, hat europäisches Niveau. Und das macht die Züricher Bourgeoisie so fassungslos. So was in *ihrer* Stadt? Aber sie haben erst den Anfang erlebt. Die Demonstrationen werden sich wiederholen. Es wird zu neuen heftigen Straßenschlachten kommen. Eine Protesbewegung ist entstanden. Die Jungen nennen sie schlicht: D'BEWEGIG!

In den messerscharfen Analysen Züricher Kommunalpolitiker und in der Schweizer Presse spielt das Argument vom Nachahmungseffekt eine herausragende Rolle. Man lebt zwar in den Bergen, aber nicht dahinter. Amsterdam, Frankfurt, Bremen und Kopenhagen sind auch den Schweizer Meinungsmachern mehr als Namen aus einem Fremdenverkehrskatalog. Und schließlich wird man gerade Zeuge eines landesweiten Funkenflugs, denn die Züricher Bewegung hat längst ihre »Nachahmer« in Basel, Lausanne und Bern, in Genf und Luzern gefunden. Zu begreifen, daß ein Funkenflug nur dort einen Flächenbrand auszulösen vermag, wo Dürre ist und entzündbares Material bereitliegt, wäre eine Überforderung der meisten Kommentatoren. In der Krisensituation verstellt so jahrelange politische Verdrängung den Durchblick. Am griffigsten ist noch die Formel vom Kulturkampf, vom Aufeinanderprallen unterschiedlicher Kulturkonzeptionen. Erste Kultur gegen zweite Kultur. Mozarts Figaro gegen Django Edwards Road-Show, Tonhallen- gegen Panikorchester, abendländisches Kulturerbe gegen afrikanische Buschtrommeln. Das scheint der Schlüssel zur Lösung der Widersprüche. Doch zu diesem Schlüssel gibt es kein Schloß.

Es käme jetzt darauf an, die Augen zu öffnen für die politischen Widersprüche in dieser Stadt und diesem Land und die sozialen Probleme, die sie hervorbringen. Das hieße zugleich, das System der Einmütigkeit und Pseudogleichheit infragezustellen, auf dem das Schweizer Demokratieverständnis aufbaut. Von allen Demokratien Westeuropas dürfte auf die Schweizer am ehesten noch das Attribut »bürgerlich« zutreffen, während ringsherum in den Nachbarländern sozialdemokratische Ideologien und Konfliktlösungsstrategien das bürgerliche Demokratieverständnis aufgeweicht haben.

Politische Apathie ist schwer zu messen. Soweit Wahlverhalten ein Indikator von Apathie ist, bricht die Schweiz alle europäischen Rekorde. Diagnose: Politischer Tiefschlaf. Schon deshalb muß die herrschende Oligarchie geschockt sein angesichts des wachen Anspruchs der rebellierenden Jungen.

Auf diesem Hintergrund ist die rigide Machtpolitik der Züricher Bourgeoisie gegenüber der Jugend zu verstehen. Ein ungetrübter Harmoniehimmel ist wichtiger als das Austragen sozialer Konflikte. Dieses Sauberkeitsbedürfnis, dieser zwanghafte Drang nach hygienischer Politik und politischer Hygiene leugnet rundweg die Existenz politischer und sozialer Interessengegensätze. Welcher bürgerliche Politiker hätte eingestanden, daß es auch in der Schweiz Jugendarbeitslosigkeit gibt? Jetzt erfährt man, daß der im November 1976 ernannte Delegierte für Jugendfragen, der sich eigentlich um eine Jugendfreizeitkonzeption der Stadt Zürich kümmern sollte, sich »zuerst der Jugendarbeitslosigkeit widmen« mußte.

Alle Probleme, alle, die typisch sind für vergleichbare westeuropäische Städte, gibt es auch in Zürich. Und einige davon im Übermaß. Zürich als Umschlagplatz für harte Drogen braucht keinen Vergleich zu scheuen. Entsprechend hoch ist die Zahl der Drogenabhängigen. An Ausbildungsplätzen für eine qualifizierte Berufsausbildung ist hier ebenso Mangel wie anderswo. Ein autoritäres Schulsystem mit entsprechendem Leistungsdruck, ein insgesamt armseliges und phantasieloses Freizeitangebot, das alles würde ausreichen, um den kollektiven Wutausbruch zu erklären. Dazu dann Versprechungen, Vertröstungen, Ausreden und Taktieren über Jahre hinweg.

Zu allem Überfluß (und inmitten des größten Überflusses) aber herrscht in Zürich extremer Wohnungsmangel. Den vielfälti-

gen Erscheinungsformen dieser Wohnungsnot nachzugehen, liefert schlüssigere Erklärungen für die gegenwärtige Unruhe als alle Spekulationen über alternative Freizeitkultur und die Qualität von Rock-Konzerten. Kein Zweifel: Die Jugendlichen meinen es ernst mit ihrer Forderung nach einem autonomen Jugend- und einem Kulturzentrum, in dem sie das entwickeln und treiben können, was ihren Vorstellungen von Kultur entspricht. Was sinnvolle Freizeit ist, wollen sie selbst bestimmen. Aber die Militanz, mit der sie für ihre Rechte kämpfen, entspringt einer tieferliegenden Verbitterung und Verzweiflung, die sich nur um die Forderung nach einem zentralen Versammlungsort, an dem man weniger unter sich als bei sich sein will, kristallisiert. Es gehörte schon immer zur Strategie der Mächtigen, aus Massenbewegungen den harten Kern herauszuschälen, ihn zu isolieren und schließlich zu zerschlagen. Den harten Kern der Züricher Jugendbewegung auszusondern, dürfte nicht schwerfallen. Es sind die Jugendlichen, die mehr oder weniger auf der Straße sitzen. Das sind offiziell Hunderte, bei genauer Betrachtung Tausende. Hier auch wird ein Problem deutlich, das weit über Zürich hinausgeht, das typisch ist für alle westeuropäischen Großstädte. In jeder Stadt treiben sich Hunderte von Jugendlichen herum, die auf der Suche nach einem Schlafplatz sind. Jede Nacht neu. In Köln allein wird ihre Zahl auf 5000 geschätzt. In Westberlin sind 2000 Jugendliche »auf Trebe«, viele Sozialarbeiter wissen sich nicht mehr anders zu helfen, als ihre Klienten bei Hausbesetzern unterzubringen.

Wohnen heißt mehr, als unter ein paar Kubikmetern umbauten Raums ein Schlupfloch zu finden. Und doch müssen sich auch in Zürich Jugendliche mit Löchern zufrieden geben, die jeder Wohnvorstellung und allen Hygienevorschriften Hohn sprechen. Von Komfort ist erst gar nicht die Rede. Wohnungsnot herrscht auch dort, wo Jugendliche gezwungenermaßen zuhause leben, obwohl sie oder ihre Eltern oder beide längst die Trennung wünschen.

Als Jugendlicher auf Wohnungssuche, das heißt: Diskriminierung, Erniedrigung und Ausbeutung. Als Jugendlicher eine Wohnung zu bewohnen, das heißt: Angst vor Schikanen, Zwang zum Wohlverhalten und die ständige Kündigungs-Drohung im Nacken.

Als nach einer weiteren heißen Nacht Stadtpräsident Widmer (»Warum lächeln Sie immer so blöd, Herr Widmer?«) in stadtväterlicher Weise sich auf ein Gespräch mit den Jugendlichen einließ und unter dem Druck der Öffentlichkeit gemeinsam mit der SP-Stadträtin Lieberherr auf einer Vollversammlung erschien, begann zumindest bei diesem Herrn ein Lernprozeß. Durch die Ereignisse der letzten Nacht hätten sich die Dimensionen ausgeweitet, erklärte er, und es werde deutlich, daß es nicht so sehr um ein Lokal für Rock-Musik gehe, sondern daß ganz andere Kräfte dahintersteckten.

Der Bürger wohnt nicht einfach, er richtet sich ein und nennt das Wohnkultur. Alternative Jugendkultur will das gleiche; nur anders. Auch das ist kein Züricher Spezifikum. Aber jugend- und kinderfeindliche Hausherren, Wuchermieten und Wohnraumsanierung verhindern das Zusammenleben von Jugendlichen in Wohngemeinschaften. Für viele Jugendliche ist das Zusammenleben in WGs mehr als eine vom Wohnungsmangel bestimmte Notgemeinschaft. Das ist *ihre* Vorstellung von Wohnkultur. Doch immer geringer wird die Chance, solche Wohnvorstellungen zu verwirklichen. Und bestehende Wohngemeinschaften werden wegsaniert.

Der Ablauf der Ereignisse ist fast überall gleich. Fristgemäße Kündigung. Vielleicht eine Terminverlängerung. Unterdessen hektische Wohnungssuche. Anfangs in der Hoffnung, eine Wohnung für alle zu finden. Dann beginnt jeder für sich zu suchen. Die Ansprüche sinken. Schließlich ist man froh, wenn man irgendwo in der Stadt oder der näheren Umgebung eine Bleibe findet. Jeder für sich. Das Einwohnermeldeamt registriert die Auflösung einer Wohngemeinschaft. Ein Verwaltungsakt für die Behörden, ein Geschäft für den Hausbesitzer, eine Katastrophe oft für die ehemaligen Bewohner. Wen interessiert, daß da familienähnliche Bindungen, geschwisterliche Beziehun-

Foto: Blick

Dr Tscharniblues
geit vo Huus zu Huus
in ere grosse Stadt
von i nid läbe wot
u s'isch wahr, hie tuen i nid läbe
aber jede Tag, won i blibe
es bitzli meh, ja meh am Tod entgägesträbe

Uspumpt, usbrönnt
läär u schwär
düregheit u zämegleit
hie fühlsch di als Muus
hie wotsch nume druus
drum sing i dr Tscharni-, Tscharniblues

Das Tscharnergut ist ein Beton-Massenquartier in Bern

Titellied des Films «Dr Tscharniblues»

Straßenkampf in Amsterdam, Bremen, Kopenhagen und Zürich: Beweise für das Scheitern psychopolitischer Integration der Jugend? Aufstand gegen die Politikerkaste? Ausdruck einer »Sinnkrise«? Oder Rebellion gegen Wohnungsnot?

gen zerstört worden sind? Wen interessiert die Einsamkeit und Isolation, in die viele junge Leute so getrieben werden? Warum sollten *die* nun Fassaden schonen, hinter denen sie niemals wohnen werden? Warum sollten *sie* Schaufenster heil lassen, hinter denen Auslagen blenden, die sie nicht interessieren oder die sie nie werden kaufen können? Das ist nicht ihre Stadt. Das ist die Stadt der anderen.

Im Kampf zweier Linien Züricher Jugendpolitik scheint sich im Augenblick der Integrations- gegen den Konfrontationskurs durchzusetzen. Verzweifelt versuchen sozialdemokratische Politiker einen Deckel auf den brodelnden Topf zu drücken, während gleichzeitig die »Neue Zürcher Zeitung« (NZZ) — das Sprachrohr der Zürichbergbourgeoisie — gegen jedes Nachgeben und jeden Kompromiß hetzt.

Die Bereitstellung eines 'autonomen' Jugendzentrums in der Züricher Innenstadt und die Bereitschaftserklärung, die »Rote Fabrik« in ein Kulturzentrum umzuwandeln, mögen zur vorübergehenden Beruhigung führen. Doch die Zugeständnisse sind keine. Im Falle der »Roten Fabrik« wird nur bestätigt, was eine Volksabstimmung bereits 1977 festgelegt hat. Und das »autonome« Jugendzentrum an der Limmatstraße steht mit einem Stein bereits in der Baugrube. So setzt sich fort, was typisch ist für Züricher Jugendpolitik. Das Dach über den Köpfen der Bewegung ist löchrig. Das Schicksal des neuen Jugendzentrums läßt sich schon heute absehen. Es wird abgerissen oder geschlossen oder in eine Einrichtung traditioneller Jugendpflege umgewandelt wie der Bunker, das Drahtschmiedli, das Schindlergut, das Polyfoyer und Jugendhäuser im Umkreis von Zürich: in Schlieren, Affoltern, Bülach und anderswo. Kontinuität, die Voraussetzung wäre für eine sich ruhig durch alle Widersprüche und Rückschläge entwickelnde Jugendkultur, ist auch jetzt nicht garantiert.

Im ersten Anlauf mag die Bereitstellung von freien Räumen genügen. Vor allem ist sie polizeitaktisch angezeigt. Damit sind aber nicht einmal jene Freiräume geschaffen, nach denen die Jugendlichen verlangen. Nichts deutet darauf hin, daß sich an der defensiven und reaktiven Machtpolitik gegenüber der Jugend etwas ändern wird. Was den Herren vorschwebt, wird in der Äußerung des Leiters eines Schweizer Ost-Instituts deutlich. Jener Herr findet »das zunehmende Versagen von Behörden in psychopolitischen Fragen« besorgniserregend.

Psychopolitik anstelle von Jugendpolitik. Ein Schweizer Lernprozeß. Auch aus den Stellungnahmen des Stadtrats quillt jene bornierte Selbstgefälligkeit und abgrundtiefe Verständnislosigkeit, die charakteristisch ist nicht nur für Züricher Jugendpolitik: »Abschließend stellt der Stadtrat fest, daß die überwältigende Mehrheit der Jugendlichen unserer Stadt ihre Freizeit in verschiedenen Vereinen und Organisationen oder auch ihren Familien sowie städtischen Einrichtungen sinnvoll verbringt.«

Foto: Stern

Foto: Thomas Grziwa

Foto: Nordish Pressefoto

Foto: Blick

Eine Politikerkaste definiert, was *sinnvolle* Freizeit in *ihrer* Stadt ist. Das beschreibt die Machtverhältnisse. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, wie unter diesen Umständen das »autonome« Jugendzentrum an der Limmatstraße »gemanagt« werden wird. Einige Planstellen werden umgewidmet werden. Anstelle von drei Sozialarbeitern werden vier Polizeispitzel tätig: Dein Jugendpolizist läßt grüßen.

Zürich hat seine traditionellen Juni-Festwochen gehabt. Anders als geplant und mit einem Programm, das in den Juli verlängert worden ist. Seit Jahren waren es die ersten Festwochen von unten. Und es war Festtagsstimmung auf den Plätzen und in den Straßen der Stadt. Die Stadt als Erlebnisraum und nicht als Leichenschauhaus am Zürichberg. Ein Ausnahmezustand.

Vielen dürfte der Sturmlauf der »Nackten Gewalt« mehr Eindruck gemacht haben als die Demonstration der zehntausend, die trotz, nein wegen des totalen Demonstrationsverbots auf die Straße gingen und so die Machtprobe mit der Staatsgewalt erzwangen. Für einen Augenblick hatte »d'Bewegig« ihre Isolation durchbrochen. Die »Demonstration der Unzufriedenen« brachte Sozialdemokraten und Frauenbewegung, Kommunisten und Schwule, Behinderte und Gewerkschafter, Punker und Motorrad-Freaks auf die Straße. Und alle, die sich der Bewegung zurechnen. Es sind viele Bewegungen, die da zusammengeflossen sind. Druck von außen macht sie erst zu einer Bewegung. Hier wäre der Ansatzpunkt für klassisches sozialdemokratisches Krisenmanagement. Mit wohl dosierten Konzessionen könnte man versuchen, die Bewegung zu spalten, man könnte die Motive der Jugendlichen analysieren und die Sozialrebellen von den Freizeitrebellen trennen, den einen Freiräume der Kreativität zur Verfügung stellen und die anderen schonungslos verfolgen.

Schon lange vor den Unruhen hat der Kommunistische Jugendverband (KJV-Zürich) diese Gefahr analysiert: »Der Jugendliche wird ...aufgespalten in eine Person, die tagsüber arbeitet, um abends in anderen Hosen 'Freizeit' betreiben zu können. Der größte Teil seiner Aktivität (Arbeit) wird so tabuisiert, wird in einen undiskutablen Bereich verdrängt.« Die Forderung nach Möglichkeiten kultureller Selbstverwirklichung allein liegt noch ganz auf der Linie bürgerlicher Jugendpolitik. Nur wenn auch die Wohn-, die Arbeits- und Ausbildungssituation einbezogen und infragegestellt und in Zusammenhang mit der sinnentleerten Freizeit gebracht werden, hat die Bewegung die Chance, den gemeinsamen Nenner zu finden, der sie auch ohne äußeren Druck zusammenhält. Der Versuch militanter Gruppen, durch gewalttätige Aktionen an den Ausgangspunkt der Bewegung anzuknüpfen, wird den Zerfallsprozess nur beschleunigen. Das zeigen alle Erfahrungen in anderen Städten. Die meisten Jugendlichen lehnen solche Aktionen ab, auch wenn sie als Initialzündung erst durch sie in Bewegung gebracht wurden. Die Spontaneität der ersten Stunde ist nicht beliebig prolongierbar. Dann kommt die Stunde des Staatsapparates. Und der wird zuschlagen.

Es wäre schade, wenn auch in dieser Stadt eine Generation von Jugendlichen aufwächst, zu deren Lieblingsworten — je älter sie wird - die Vokabel »damals« gehört.

Kranzniederlegung der Sinti im ehemaligen Konzentrationslager Dachau

Foto: Wolfgang Radtke

»Seit die hier wohnen, wird wieder geklaut«

Von Simone Schmid

Über den Versuch, 35 Jahre nach den Morden im Konzentrationslager Dachau ein Kulturzentrum der Sinti zu errichten

Dachau — Ende März

In einer Verordnung der Schlösser- und Seenverwaltung, die das »Hausrecht« im ehemaligen Konzentrationslager Dachau besitzt, wird das Ersuchen der Sinti, in der Gedenkstätte eine Versammlung abhalten zu dürfen, abschlägig beschieden. Man verweist auf die öffentliche Nutzung als Museum und Gedenkstätte, die »angesichts des Ostern zu erwartenden Besucherverkehrs nicht durch eine zusätzliche Versammlung auf dem KZ-Gelände behindert« werden solle. Strengere Maßnahmen werden für den »Notfall« vorgesehen: »Ein Hausverbot ist zu erteilen, wenn durch die Versammlung Gefahren für Gesundheit, Leben und Eigentum von Personen entstehen oder strafbare Handlungen drohen wie etwa Nötigung, Körperverletzung oder vorsätzliche Sachbeschädigung. Im Zweifelsfall ist die Beurteilung der Lage der Polizei zu überlassen.«

Weiter werden verschiedene Anordnungen getroffen. Über dem Osttor beim zweiten Wachturm werden drei Reihen neuen Stacheldrahts gezogen, am Haupteingang zusätzliche Sperrpfosten angebracht. Das Vorhaben, den Eingang zu verbarrikadieren, wird rückgängig gemacht, da sonst kein Notarztwagen auf das Gelände fahren kann...

Anfang April

Dr. Hans Lamm, Vorsitzender der israelitischen Kultusgemeinde in Bayern, teilt auf Anfrage mit, daß man sich auf Anraten des Rabbiners nicht an einem ökumenischen Gottesdienst der Sinti auf dem Gelände der Gedenkstätte beteiligen würde. Auf die Frage, ob er sich mit dem geplanten Hungerstreik der Sinti solidarisieren würde, meint Dr. Lamm: »Sie haben mein Herz.« Mehr könne er nicht tun...

Ostern

Seit Karfreitag befinden sich zwölf Sinti und die Sozialarbeiterin Uta Horstmann im Gruppenraum der »Versöhnungskirche« im Hungerstreik. Sie fordert vom bayerischen Innenminister Gerold Tandler öffentliche Erklärungen zur »Landfahrerzentrale«, die dem Landeskriminalamt angegliedert ist, und zur »Landfahrerordnung«.

Eine Woche später

Zwei der Sinti befinden sich auf der Intensivstation des Dachauer Krankenhauses. Am Freitag kommt es zu einer siebenstündigen Mammut-Verhandlung zwischen Romani Rose, dem Sprecher der Hungerstreikenden, und Vertretern des Innenministeriums sowie Landtagsabgeordneten.

Mit der Erklärung der drei Fraktionen im bayerischen Landtag, die Landfahrerordnung habe sich diskriminierend auf die Sinti in der BRD ausgewirkt, sind die Hungerstreikenden einverstanden. Die Erklärung zur Landfahrerzentrale (»Das Innenministerium verspricht ausdrücklich, allen Klagen der Sinti nachzugehen«) wird angenommen, befriedigt die Sinti jedoch nicht. Da das bayerische Innenministerium erklärt, von den Formulierungen zur Landfahrerzentrale keinen Schritt abzurücken, selbst auf die Gefahr hin, daß in Dachau einer der Hungerstreikenden sterben würde, brechen die Sinti ihre Aktion ab...

Mitte April

Die Sinti machen den Vorschlag, in Dachau ein Kulturzentrum mit Akademieteil, Dokumentations-Center und Begegnungsstätte einzurichten.

Mitte Mai

Der Verband deutscher Sinti legt einen »Orientierungsrahmen zum Kulturzentrum der Sinti in Dachau« vor. Er geht an den bayrischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß, das Innen- sowie Kultusministerium, an Kardinal Ratzinger und Landesbischof Hanselmann, Bundeskanzler Helmut Schmidt, die drei im Bundestag und im bayerischen Landtag vertretenen Parteien, das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft und an die Stadt Dachau...

23. Mai

Dr. Lorenz Reitmeier, seit 1966 Oberbürgermeister von Dachau, Überparteilicher Bürgerblock (ÜB), CSU-nah, vergleicht in einem offenen Brief an die »Süddeutsche Zeitung« das Kulturzentrum in seinen Auswirkungen auf die Bundesbürger und die internationale Öffentlichkeit mit dem KZ der Nazis: »Dachau erhielte neben der Belastung durch die KZ-Gedenkstätte, die es bewußt auch aus Verantwortung trägt, eine zweite Hypothek, die der ersten wohl kaum nachstünde.«

Der CSU-Landtagsabgeordnete Richard Hundhammer, dessen »Vater es abgelehnt hätte, unter den Bedingungen des Hungerstreiks« mit den Sinti zu verhandeln, meint, Dachau könne keine lebenden »Zigeuner aus ganz Europa verkraften«, außerdem gingen 63 Prozent von ihnen keiner Arbeit nach und lebten statt dessen »von der massiven Unterstützung der Steuerzahler.....«

10. Juni

Mit 25:14 Stimmen lehnt der Dachauer Stadtrat den Antrag ab, in Dachau das Kulturzentrum zu errichten. OB Reitmeier, CSU- und ÜB-Stadträte sowie ein SPD-Stadtrat, der Polizist Wilfried Scharl, bilden die Mehrheit.

Für das Zentrum votieren der FDP-Stadtrat Gisbert Morcinek und 13 SPD-Stadträte. Der OB bemängelt, daß die Sinti weder vor ihrem Hungerstreik noch vor Veröffentlichung ihrer Kulturzentrumspläne mit ihm Kontakt aufgenommen hätten. »Mit Fug und Recht« meint er, habe man

---

mer rodas i drom ap mari riek
mer hatzas i drom ap mari riek
lass maro tschatschepen
mer manga temen
ma tschass ga ap ko puro drom

wir müssen einen Weg für uns suchen
wir müssen einen Weg für uns finden
laßt uns unser Recht fordern
wir bitten euch (die eigenen Leute)
laßt uns nicht auf dem alten Weg
(der Passivität) bleiben...

(Refrain eines Liedes von Häns'che Weiss)

---

dies erwarten dürfen. Unter diesen Umständen sei es ihm »auch nicht möglich erschienen, die Sinti während ihres Hungerstreiks zu besuchen«. Er wünscht den anwesenden Sinti noch »viel Glück« bei ihren Bemühungen, »die in der großen Öffentlichkeit bestehenden Vorurteile zu überwinden«.

In derselben Sitzung erfahren die Zuhörer dank der Wortmeldung der SPD-Stadträtin Christine Haschek, daß der OB nun endlich ein Heim für streunende Hunde ermöglicht habe...

11. Juni

Kommentar im Dachauer Lokalteil des »Münchner Merkur«:
»Dachau und seine Bevölkerung haben noch immer unter dem Ruf einer Stadt mit Konzentrationslager zu leiden, auch wenn dieses einige weltfremde Genossen in der SPD nicht wahrhaben wollen. Ein Zigeuner-Zentrum würde Dachau noch mehr in Verruf bringen. Dies will die Dachauer Bevölkerung nicht — und zum Glück auch die Mehrheit im Stadtrat nicht...
Die SPD argumentiert, daß sie immer für Minderheiten eintrete. Auch gegen den Willen und die Meinung des Volkes. In Dachau müssen die Genossen allerdings aufpassen, daß sie nicht selbst zur Minderheit werden. Nach der gestrigen Abstimmung im Rathaus brauchen sich nämlich CSU, ÜB und OB keine Angst mehr um die Kommunalwahl '84 zu machen.«

12. Juni

Bericht im Dachauer Lokalteil des »Münchner Merkur«:
»Mit erbosten 'Nazi-Rufen' quittierten die Zigeuner die ablehnende Entscheidung des Dachauer Stadtrats...«

Romani Rose erstattet für den Verband deutscher Sinti Anzeige gegen den »Münchner Merkur« wegen Verleumdung.

18. Juni

Einigen Sinti, die mit ihren Wohnwagen auf einer Wiese in Dachau campieren, wird kurzfristig mitgeteilt, sie müßten am nächsten Tag den Platz räumen. Kommentar von Bürgermeister Herbert Bartel (ÜB, Herbertshausen bei Dachau): »Seit die hier wohnen, wird wieder geklaut!«

19. Juni

Unter der Schirmherrschaft von OB Reitmeier und Dr. Hans Lamm findet in Dachau ein christlich-jüdischer Dialog in Form eines Konzertes statt. Motto: »Lasset uns Brücken bauen!«

*

Dachau hat etwa 35.000 Einwohner. Im ersten KZ der Nazis wurden etwa ebenso viele Menschen umgebracht, darunter Tausende Sinti.

»Es gibt sehr wenige Worte auf dieser Welt, die in allen Sprachen von allen Völkern verstanden werden. Eins davon heißt Dachau..« schreibt der Arbeiter-Schriftsteller Louis Köckert in seinem Buch »Dachau... und das Gras wächst«, das er 1976 im Selbstverlag drucken ließ. Über viele Jahre hinweg trug er zwischen Tag- und Nachtschicht Fakten über seine Stadt zusammen. Ein erschütterndes Buch über das Nachkriegs-Dachau, das mit seiner Vergangenheit nicht fertig wird — und über das Dachau während des Nazi-Regimes. Die faule »Wir haben ja nichts gewußt«-Ausrede wird widerlegt und der aktive Widerstand vieler Dachauer wird dokumentiert.

Unter den offiziellen Büchern der 1200-Jahre-Stadt gibt es ein wertvolles Kunstbuch über Maler und Dichter; es gibt auch eins, in welchem steht, wieviele Straßen asphaltiert sind, daß es ein Stadtunikum gab, und daß eine Dame früher aus einer langen Zigarettenspitze zu rauchen pflegte. Vom ehemaligen Konzentrationslager steht in dem Buch, daß es von den Nazis bei Dachau errichtet wurde. Das Buch von Louis Köckert gehört nicht zu den offiziellen Dachau-Büchern.

. . . und das Gras wächst?

Rund zwanzig Dachauer haben sich zu einem »Bürgerkomitee« zusammengeschlossen. Die Mitglieder wollen sich mit den Sinti solidarisieren und Unterschriften gegen den Stadtratbeschluß sammeln. Im Ludwig-Thoma-Haus findet, veranstaltet von der VVN und vom Lagerkomitee Dachau, ein Solidaritätsabend für die Sinti mit der Schriftstellerin Angelika Mechtel statt.

Im bayerischen Landtag fällt nun die endgültige Entscheidung über das Kulturzentrum der Sinti. Im Rechtsausschuß des Landtags wurde der Antrag von der CSU-Mehrheit bereits abgelehnt. Der SPD-Landtagsabgeordnete Joachim Schmolcke will einen neuen Antrag einbringen; die FDP-Landtagsabgeordnete Ursel Redepenning fordert einen Bericht über den Verbleib der NS-Akten der Landfahrerzentrale.

Franz Josef Strauß hat an Romani Rose geschrieben, er werde die Sache mit dem Kulturzentrum beobachten. Er habe die Angelegenheit an den Kultusminister Maier weitergeleitet... □

Gaudeamus, Genossen

Von Werner Heine

Angehende Sozialisten beim Absingen von Arbeiterliedern

WENN bei den Knaben die Schamhaare sprießen, wird es Zeit für den Ritus der Mannbarkeit. Das haben alle möglichen Völker in allen Epochen so gehalten, und wir nennen das ein ethnologisches Phänomen. Die einen schicken ihren Nachwuchs in den Busch, damit er beweisen kann, daß er sich nicht vor wilden Tieren fürchtet. Wer dabei gefressen wird, hätt eh' nichts getaugt. Die anderen lassen den Knäblein ein Stückchen Vorhaut abschneiden, damit die Hygiene stimmt und die im Phalle der Ausübung des Geschlechtsverkehrs hinderliche Phimose beseitigt ist. Wiederum andere stellen ihre Knaben in sogenannten Paukböden auf Sägemehl und lassen sie sich gegenseitig die Gesichter mittels scharfer Säbel schnitzen. Wer danach durch die aufgeschlitzte Backe einen Schnaps gießt, bekommt die schönste Narbe und wird womöglich Arbeitgeberpräsident. Der braucht dann nur noch eine Frau, die der Presse erzählt, daß es endlich an der Zeit sei, auf streikende Arbeiter schießen zu lassen. Aber wir wollen nicht weiter von Fritz Berg reden. De mortuis nil nisi bene. Über die Gebeine der Toten nichts Schlechtes. Die Frage ist vielmehr: Was haben Löwen und Skalpell und Florett mit dem Wohnungsbauminister Dieter Haack zu tun? Die Antwort ist ganz einfach: nichts.

Nun mag man einwenden, der Genosse Haack sei schließlich Burschenschafter, also Mitglied in einem studentischen Corps. Er habe sich in seiner Studienzeit unter anderem auch dem Verzieren befreundeter Gesichter hingegeben. Aber bei der Sache mit der Mannbarkeit hapert's. Der Haack war und ist nämlich Mitglied der Erlanger Burschenschaft »Die Bubenreuther«. Und die trugen lange Jahre an der Mütze den sogenannten Keuschheitsreif als sichtbares Zeichen ihrer hohen Sittlichkeit, die die Jungmänner zur Enthaltsamkeit verpflichtete und sie in ihrer »aktiven« Zeit (das ist dann, wenn sie schnitzen) auf Onanie verwies.

Die Zeit der Scham ist natürlich längst vorbei. Jetzt ist der Alte Herr Haack auf dem Burschentreffen in Celle mit Band und Mütze aufgetreten und hat dort in einer Rede seine Corps-Brüder zum Mitmachen bei der Übernahme politischer Verantwortung aufgefordert. Als ob man ausgerechnet diese Burschen dazu bitten müßte.

Nochmal zur Erinnerung, auch wenn's bis zum Überdruß bekannt ist: Seit dem Hambacher Fest 1832, wo Burschenschafter mit den Farben Schwarz-Rot-Gold eine gewisse Demokratisierung gegenüber der Heiligen Allianz der Fürsten forderten, seit den Kämpfen auf den Barrikaden in Berlin während des bürgerlichen Revolutionsversuchs von 1848 verkamen die deutschen studentischen Verbindungen zu elitären Vereinen, die aktiv Politik machten — antidemokratisch, antiproletarisch, völkisch, antisemitisch. Nach 1945 haben Burschenschafter behauptet, sie seien auch noch antinationalsozialistisch gewesen, wenn nicht sogar Widerstandskämpfer. Dazu einige wenige Sätze der Deutschen Burschenschaft aus den Jahren *vor* 1933:

»Der Gedanke des Dritten Reiches ist dem Hochschulring ein Weltanschauungsgedanke, der über die Wirklichkeit hinausgeht. Es gilt, den soldatischen Geist zu erhalten, der Preußen und damit Deutschland geschaffen hat, eine Einstellung des Menschen zum Leben, die sich aufbaut auf den soldatischen Grundbegriffen der Ehre und Kameradschaft und die heute sowohl gegen pazifistische Strömungen wie gegen ein humanes Wissenschaftsideal verteidigt werden muß.«

Oder:

»Wenn der nationale, der völkische Gedanke so zu verstehen ist, daß er zu höchster Verantwortung gegenüber Volk und Volkstum, den blutsverwandten Volksgenossen erziehen soll, muß die Aufklärung über alle gegnerischen Mächte im Vordergrund stehen ... Da sind zunächst diejenigen, die den allgemeinen Menschheitsgedanken (Die Menschen sind alle gleich!) über den Volkstumsgedanken stellen, wie zum Beispiel bürgerliche Liberale (Spießerstandpunkt), volksfremde Demokraten, Marxisten, Gegner einer heldischen Weltanschauung (Pazifisten) und alle diejenigen, die aus weltanschaulichen Gründen international eingestellt sind und an Aufklärungsarbeit über Rassen- und Volkstumsfragen kein Interesse haben (Ultramontanismus, Sozialdemokratie).«

Oder:

»Die Vorwürfe, die gerade wegen des zersetzenden Einflusses des Judentums vorgebracht werden, sind nur zu berechtigt.«

Diese Zitate sind selbstverständlich aus dem Zusammenhang gerissen und stammen aus den »Burschenschaftlichen Blättern« der Jahre 30 bis 32. Der heutige Schriftleiter dieser Blätter heißt Wreden und ist, als ich ihn anrufe, sehr kooperationsbereit, obwohl er gerade unter Zeitdruck steht. Er muß nämlich die Haack-Rede zum Abdruck für die nächste Ausgabe fertigmachen. Wreden kann mir auf Anhieb zwei weitere aktive Sozialdemokraten nennen, die Alte Herren in Burschenschaften sind: Den Staatsminister im Kanzleramt Gunter Huonker und den nordrhein-westfälischen Sozialminister Professor Friedhelm Farthmann. Und da er — zu Unrecht — vermutet, KONKRET wolle mal wieder den ganzen Verein diffamieren, belehrt er mich in einem Schnellkurs, daß Burschenschafter die Erfinder des Sozialismus waren. Der Lassalle war Corpsstudent, der Marx war es, wenn auch nicht in einer schlagenden Verbindung, dafür habe aber der Marx den ersten Band des »Kapital« schließlich dem Wilhelm Wolff (unter uns Burschenschaftern: dem »Kasematten-Wolff«) gewidmet. Der Gießener Burschenschafter Karl Schapper, war Mitunterzeichner des Kommunistischen Manifests und der Rudolf Breitscheid, führender Sozialdemokrat seit 1912, habe immer zu Kaisers Geburtstag die Rede gehalten.

Wreden verschweigt diskret, daß das dem Breitscheid nicht angerechnet wurde, als die von seinen Bundesbrüdern mit ins Amt gehievten Nazis ihn 1944 im Konzentrationslager Buchenwald ermordeten. Aber es war ja auch nur ein Schnellkurs — wie gesagt.

Anfrage beim Büro Huonker im Kanzleramt, wann, warum in welche Burschenschaft eingetreten oder vielleicht wieder ausgetreten. Der Staatsminister sieht sich aus Arbeitsüberlastung außerstande, die einfachsten Fakten aus seinem Lebenslauf zur Verfügung zu stellen. Warum tut er nur so, als ob er was zu verschweigen hätte? »Natürlich, das ist mein Bundesbruder«, sagt Harald Koch, SPD, Staatsminister in Hessen von 1946 bis 1949, Vorkämpfer gegen Aussperrung und für Mitbestimmung, Alter Herr bei den Freiburger Alemannen, bis 1972 von den Gewerkschaften bestellter stellvertretender Aufsichtsrats-

nschaftlichen Vergangenheit zu stehen, obwohl das für die SPD gar kein Ausschlußgrund mehr ist

Genosse Dieter Haack, Wohnungsbauminister, mit Mütze und Band auf dem Burschentag (1980) in Celle

vorsitzender bei Hoesch. Und wie fühlt man sich als Sozialdemokrat heute bei den Burschenschaften, Herr Koch? »Nun, man muß dabeisein, um die Richtung mitzubestimmen. Ich habe auf unserem Stiftungsfest vor drei Jahren ganz schön meine Meinung gesagt. Wissen Sie, da gibt es neuerdings auf den Burschentreffen wieder Strömungen, denen man entgegenhalten muß. Ich meine besonders die österreichischen Burschenschafter, die dort mit radikal-nationalistischen Sprüchen auftreten.« Ach ja, die Burschenschaften sind ja immer noch großdeutsch. »Aber«, sagt Koch, »in unserer Verbindung herrscht immer noch der 48er Geist. Wir in der Alemannia sind die liberalste Burschenschaft. Das hat auch der Franz Oppenheimer in seinen Lebenserinnerungen geschrieben.« Und der war für einen »liberalen Sozialismus«. Aber die politische Haltung der Verbände in den letzten hundert Jahren? »Es hat Fehltritte gegeben.«

Nun gut. Anruf bei Farthmann. Der ist zu Anfang wahrscheinlich nur so gereizt, weil er gerade von einer anstrengenden Amerikareise zurückkommt. »Was soll diese Inquisition? Ich bin da vor 28 Jahren eingetreten. Willst du mir Jugendsünden vorhalten? Wenn das Sozialismus ist, dann scheiße ich auf diesen Sozialismus.« Aber Friedhelm, keiner will dir was am Zeug flicken. Ich möchte einfach nur begreifen, wie man zu diesem Verein kommt und dann auch noch drin bleibt. Mußt du nicht befürchten, die Burschenschaften durch deine Mitgliedschaft aufzuwerten? »Das ist meine schwache Stelle. Das gebe ich zu. Aber ich bin nun mal aus emotionalen Gründen als Beitragszahler dabeigeblieben. Ich habe meine Frau dort kennengelernt. Im übrigen: Ich bin durch mein Elternhaus dazu gestoßen. Und seit 25 Jahren hat mich keiner mehr in Band und Mütze gesehen. Ich würde heute jedem sagen, daß ich nichts von dem Schrumps halte.«

Was Schrumps ist, weiß ich nicht. Aber das mit der emotionalen Bindung kann ich verstehen. Als ich meine Frau kennenlernte, sang Elvis Presley »Baloombabaloobabaloomboomboom«. Und noch heute zahle ich meine Beiträge an die Gema, nur um dessen Platten zu kaufen.

Noch eine Frage, Friedhelm: Du warst mal Chef der vielleicht wichtigsten Abteilung im DGB. Gab es da nicht ...? »Ich habe«, sagt Farthmann, »Gottseidank, nie einen Schmiß abgekriegt. Sonst hätten die Gewerkschafter gefragt, was ist denn das für einer?« Und davon mal abgesehen. Kein Journalist kümmere sich um den Ministerpräsidenten Rau. Der sei Mitglied im Ellmauer Kreis, ein »ganz elitärer Zirkel ...«

Aber der steht nicht auf der Index-Liste der SPD. Schließlich hat der Bundesparteitag der Sozialdemokraten 1954 in Berlin einen Unvereinbarkeitsbeschluß über die Zugehörigkeit zu einer Verbindung des »Convents Deutscher Korporationsverbände« (CDK) gefaßt. Das war in dem Jahr, als die »Burschenschaftlichen Blätter« schrieben: »Wem die Bindungen der Blutsverwandtschaft, der Familie nicht mehr bedeuten als alle anderen menschlichen Bindungen, die Bindungen an den Menschen gleichen Volkstums nicht mehr als die an jeden beliebigen 'Nächsten' in Innerafrika oder Sibirien, der hat sich damit aus allen gottgewollten Bindungen gelöst.« Ein Jahr zuvor hatte in den »Blättern« gestanden: »Wir haben nicht im KZ gesessen. Jedenfalls nicht vor 1945 — und wir sehen keinen Grund, den Blick zu senken, wenn wir das sagen.« Hochachtungsschluck.

Mal sehen, was aus diesem Beschluß geworden ist. »Ja«, sagt Schriftleiter Wreden, »den hat's gegeben. Aber der war ganz falsch gefaßt. Im CDK waren nur die Aktiven. Die Alten Herren fielen da nicht drunter. Außerdem ist der Beschluß später wieder aufgehoben worden. Ich kann jetzt nicht genau sagen, wann.« Das müßte die SPD wissen. In der Vorstands-Baracke herrscht auch die Meinung vor, dieser Beschluß sei nach dem Godesberger-Programm von '59 irgendwann aufgehoben worden. Einen Tag lang wird unter Zuhilfenahme der Friedrich-Ebert-Stiftung geforscht. Ergebnis: »Wir erinnern uns dunkel, können das aber nicht finden.«

Spielt doch keine Rolle, Genossen. Der Kanzler ist ohnehin der Meinung, daß »Parteitagsbeschlüsse nicht immer weise« sind. Vergeßt doch die schlimmen Zeiten, als die Westdeutsche Rektorenkonferenz gegen das »Wiederaufleben des Korporationswesens« kämpfte. Heutzutage ist der Präsident dieser Konferenz Hauptredner auf der VAB. Für Nichtgeschnitzte: Das ist die Vereinigung Alter Burschenschafter, auf deren letzten Treffen in Berlin auch mal wieder der Dieter Haack redete. Und der fährt da nicht als Minister hin, sondern — als Genosse Bundesbruder — so privat, daß er nicht mal die ihm zustehenden beiden Polizeibeamten mitnimmt, die ihn sonst auf jeder Parteiveranstaltung schützen. Was soll schließlich schon passieren im Schoße der Brüder?

Und noch eins, studentische Freunde: Tretet massenhaft ein in die Burschenschaften. Hier liegt ein Unterwanderungsfeld völlig brach. Krempelt sie politisch um, die Burschen. Der Haack hat schon Vorarbeit geleistet. »Auf sein Betreiben hin«, so Haack-Pressesprecher Scholl, »haben die Bubenreuther mit dem Schlagen aufgehört«. Und der Keuschheitsreif ist seit zehn Jahren auch aus der Mode. Es wird noch der Tag kommen, an dem wir alle gemeinsam auf die Herstellung des Sozialismus einen Salamander reiben werden.

Schließlich: Hat nicht der Parteigründer Marx schon auf die große Bedeutung hingewiesen, die das Herumgehen von Gespenstern in Mitteleuropa für den sozialistischen Fortschritt hat?

Alternativ-Projekt in Hamburg: Ungewollt als Lückenfüller Foto: Die Druckerei

Braucht das System die Alternativen?

Josef Huber

Kindergärten kosten den Staat ein kleines Vermögen, die Unterstützung alternativer Eltern-Kind-Gruppen kostet ihn ein Butterbrot. Josef Huber, einer der Netzwerk-Initiatoren, untersucht die Ambivalenz der alternativen Szene. Seinem Buch »Wer soll das alles ändern«, das im September bei Rotbuch erscheinen wird, ist dieser Auszug entnommen.

EIN undogmatisch linker Kritiker der alternativen Szene, Wolfgang Kraushaar, hat den Projekten vorgeworfen, sie seien ja doch bloß »Sozialagenturen«. Während die studentische Linke zwar schon unverkennbar eine »Sozialarbeitermentalität« gehabt, aber soziale Randgruppen wenigstens noch als Sozialfälle angesehen habe, sei diese »Sozialarbeitermentalität« in der Alternativbewegung nun noch stärker ausgeprägt, und schlimmer noch, die Leute in den Projekten würden sich selbst zu Sozialfällen machen.

In allen alternativen Projekten finden sich Individuen zusammen, denen es »schlecht geht« und die es »satt haben«, denen »befriedigende Perspektiven« fehlen, die einen »sinnvollen Zusammenhang« suchen und »wo dazugehören« möchten. *Alle* Alternativprojekte sind Sozialagenturen, und das ist gut und richtig so. Auf genau diesem Gebiet sind die Alternativprojekte stark und können es auf ein Kräftemessen mit den etablierten Institutionen noch am ehesten ankommen lassen.

Die Ausdehnung der personbezogenen Dienstleistungen und das Wachstum des Sozialstaats scheinen für das System einerseits überlebensnotwendig. Andrerseits stößt der Sozialstaat dabei an bestimmte Grenzen. Im bestehenden geldvermittelten System müssen immer weniger Menschen für den Lebensunterhalt von immer mehr anderen aufkommen. Wie aber sollen von immer weniger Leuten immer mehr Steuern und Sozialabgaben aufgebracht werden, um immer mehr Kindergelder, Wohngelder, Schulgelder, Studiengelder, Sozialgelder, Krankengelder, Renten, Krankenhäuser, Schulen, Gefängnisse, Ärzte, Polizisten, Lehrer, Psychiater, Sozialarbeiter, Aufpasser usw. zu bezahlen? Die Steuerrevolte — nicht nur der Konservativen! — hat bereits begonnen.

Hinzu kommt, daß viele Einrichtungen ihre Leistungsziele nur schlecht oder womöglich gar nicht erfüllen. Die Schulen machen weder für den Beruf noch für das sonstige Leben sonderlich tüchtig, das Gesundheitswesen macht nicht immer gesünder und manchmal sogar kränker und die staatlich-kirchliche Sozialarbeit kann das Elend meist nur verwalten. Da ist der Bürokratie guter Rat teuer. »Alternativen« sind in dieser Situation gesucht, und für »Modellversuche« sitzen Gelder vergleichsweise locker.

Viele Sozialbürokraten sehen sich zur Anerkennung genötigt, daß Alternativprojekte in bezug auf ihre soziale Integrationsleistung erstaunlich wirksam sind. Eine Vielzahl von Individuen, die andernfalls als Alkoholiker, Junkies, Rocker, Psychotiker, Paranoiker oder auf sonst eine Weise ausflippen und den Sozialstaat belasten würden, werden hier »aufgefangen«. Und zwar zu einem Bruchteil der Kosten, die im Rahmen der Megamaschine für diese Dinge aufgebracht werden müssen.

Die Investitionskosten zur Neugründung von Betrieben betragen heute z.B. je nach Branche pro Arbeitsplatz 20 000 bis 70 000 Mark. Ein vier- bis fünfköpfiger Betrieb kostet also etwa 100 000 - 300 000 Mark an Investitionen. Alternativprojekte der gleichen Größe beginnen mit 20 000 bis 50 000 Mark, also einem Fünftel bis einem Sechstel der Investitionskosten. Sozialarbeiter und Sozialfürsorge kosten teure BAT-Gehälter und Verwaltungsgebäude, im Kollektiv ist das umsonst zu haben; der Unterhalt von Heimen ist sehr teuer, normale Mieten von Alternativprojekten sind vergleichsweise billig; Kindergärten kosten ein kleines Vermögen, Eltern-Kind-Gruppen ein Butterbrot.

Man könnte also die Meinung vertreten, daß hier die Stelle ist, um ins System einzudringen. Aber ist es nicht vielmehr die Stelle, wo das System im Zuge seiner Ausdehnung des tertiären Sektors einen zu umschließen beginnt? Es zeigen sich in diesem Bereich eine ganze Reihe widersprüchlicher Zusammenhänge, auf die es gegenwärtig auch keine widerspruchsreife Reaktion geben kann. Hier ist eine Bewährungsprobe zu bestehen, nämlich die Gratwanderung der relativen Autonomie zwischen Eingrenzung und Ausgrenzung, Vereinnahmung und Austreibung. Soll man den Sozialstaat in die Pflicht nehmen oder versuchen, sich alleine durchzubeißen? Im Einzelfall mag letzteres gehen. Im allgemeinen jedoch läuft ohne öffentliche Mittel so gut wie nichts. Dafür müssen jedoch in der Regel auch entsprechende

Auflagen und Kontrollen hingenommen werden. Soll einem also Eingrenzung letzten Endes lieber sein als Ausgrenzung, oder gibt es nicht einen Autonomiebereich dazwischen?

Die Alternativprojekte, als gewissermaßen para-sozialstaatliche Einrichtungen, haben einen gewissen Autonomiebereich. Wenn es stimmt, daß der Sozialstaat immer mehr an die Grenzen seiner Finanz- und Leistungskraft stößt und dafür Projekte der Alternativbewegung immer mehr als sozialer Integrationsersatz dienen und als Knüpfer andersartiger sozialer Netze auftreten, über den hinaus der Sozialstaat ohne Alternativprojekte zusammenbrechen müßte und somit die Funktionsfähigkeit des Systems insgesamt ernsthaft gefährdet wäre. Kenner der amerikanischen Szene berichten, dies würde z.B. für San Franzisko bereits zutreffen. Berlin dürfte von diesem kritischen Punkt nicht weit entfernt sein. Die politische Zwiespältigkeit dieses Sachverhalts ist unübersehbar, aber auch unvermeidbar. Einerseits betätigen sich die Projekte gewollt oder ungewollt als Lückenfüller. Sie stützen das System, indem sie für angeknackste Systemträger, z.B. die Familie, einspringen. Sie helfen so, weitere Kriseneskalationen zu vermeiden, den sozialen Frieden zu erhalten, damit die Megamaschine alles in allem ihren Gang gehen möge. In dieser Hinsicht wirken die Alternativprojekte tatsächlich systemstabilisierend. Sie befrieden mehr, als daß sie aufwiegeln, sie involvieren mehr, als daß sie revolutionieren.

Andrerseits verleiht genau diese Rolle der Alternativbewegung Einfluß, und zwar heute schon einen ziemlich weitgehenden. Ist nicht gerade dies ein sehr »politischer« Sachverhalt? Schon vor zehn Jahren verbreitete sich die Einsicht, daß »Revolution« im klassischen Sinn des Volksaufstands und der Massenerhebung für die fortgeschrittenen Industrienationen eine völlig unangemessene Vorstellung geworden ist. Unter den gegebenen Bedingungen ist mit »involvieren« — sich und andere in Alternativbewegungen involvieren und diese in ihre soziale und institutionelle Umgebung involvieren — mehr zu erreichen als mit »revolutionieren«. »Revolution« kann unter den gegebenen Umständen wohl kaum etwas anderes bedeuten als gesellschaftlich abgehobener, menschlich kaputter und politisch verheerender RAF-Terrorismus.

Mit Subversion ist momentan meist mehr zu erreichen als mit Konfrontation. Unterlaufen und sich überrollen lassen. Ziehen, wenn sie drücken, und drücken, wenn sie ziehen. Ein besonders gut gelungenes Stück Subversion der letzten zehn Jahre bildet z.B. die Unterwanderung des gesamten gesellschaftlichen Lebens durch die Frauenbewegung. Daß selbst die reaktionäre Mainzer Fastnacht nicht umhin kommt, einen »Hausmann« über seine »Hausherrin und Ernährerin« seine, wenn auch nicht immer gelungenen Witze reißen zu lassen, das heißt schon was.

Die Individuen in Alternativprojekten werden nicht nur sozial eingebunden, sie werden auch nachsozialisiert im Sinne der Normen des »Anders-Lebens« in einem gedanklich vorweggenommenen Ökosozialismus. Genau hierüber entbrennen auch die Konflikte mit den staatlichen und kirchlichen Bürokratien. Die Bürokratie braucht die Projekte wegen ihrer sozialen Integrationsleistung. Aber sie gewährt Unterstützung nur unter der Bedingung, daß Ruhe und Ordnung herrschen und keine oppositionelle Nachsozialisation betrieben wird. Die Alternativprojekte können diese soziale Integration aber nur unter der Bedingung leisten, daß eine gewisse Unruhe besteht und oppositionell nachsozialisiert wird. Siehe die Konflikte um Frauenhäuser, Jugendzentren, Kindertagesstätten, soziale Soforthilfemaßnahmen oder sozialpädagogische Sondermaßnahmen.

Freilich ist auch dieser Einflußspielraum der Alternativbewegung begrenzt. Es hängt fast alles vom allgemeinen politischen Klima ab. So lange ein eher liberaler Wind weht und das System sich vor der öffentlichen Meinung durch »bürgernahes« Verhalten legitimieren muß, ist der Spielraum größer. So lange gelten Abweichler eher als Sonderlinge und Sozialfälle, die einen Anspruch auf öffentliche Hilfe haben. Sobald aber politisch ein schärferer Wind bläst und das System sich z.B. vorwiegend durch militärische Stärke oder durch Sicherung der Energie- und Lebensmittelversorgung legitimieren muß, wird der Spielraum enger. Abweichler gelten dann leichter als Kriminelle, denen der Garaus zu machen ist. Man hat selbst nur wenig Einfluß auf die politische Großwetterlage, von der abhängt, ob man eher eine Art Krankenrolle und Hilfe zugeschrieben bekommt, oder eher eine Kriminellenrolle, der Abhilfe zu schaffen ist.

Komplizierend tritt hinzu, daß das Kranksein und das Kriminellsein immer mehr zusammenfallen. Die »Vernetzung« im Archipel Gulag der Schulen, Krankenhäuser, Altersheime, Erziehungsheime, geschlossenen Anstalten und Gefängnisse und die Zusammenarbeit zwischen Lehrern, Ärzten, Sozialarbeitern, Feuerwehr und Polizei im Rahmen einer förmlichen oder freiwilligen Amtshilfe macht ansehnliche Fortschritte.

Beunruhigend ist, daß die personbezogenen Dienstleistungen der Alternativbewegung auch in dieser Hinsicht zwiespältig sind. An den einschlägigen Ausbildungsstätten werden alternative Projekte längst als der letzte Schrei »präventiver Sozialarbeit« verkauft. Vorbeugende Medizin, unfallverhütende Verkehrskontrolle, Vorbeugehaft, präventive Sozialarbeit, vorschulisch, außerschulisch und überhaupt lebenslängliche Bildung, lebensvorbeugende Verbewahrungsmaßnahmen — schöne Aussichten.

1. Nachindustrielle Gründer-Generation

Klopft man einmal die Alternativprojekte unter diesem Gesichtspunkt ab, zeigt sich die Suppe doch schon leicht versalzen: 39% der Projekte sind in diesem Sinne typische »Sozialarbeiterprojekte«. Sie schaffen nicht direkt und unmittelbar Gebrauchswert, sondern sind andern helfende, für andere planende, für andere koordinierende und vermittelnde, für andere sorgende Projekte.

Die Mehrzahl der Leute startet ihre Projekte wegen der »alternativen Berufsperspektive«. Der bestehende, überwiegend bürokratisch regulierte Markt kann und will den Überschuß an Hochschülern und Fachhochschülern, an Erziehern, Lehrern, Sozialpädagogen, Psychologen, Soziologen und sonstigen Sozialberuflern nicht aufnehmen. Ein Teil von ihnen kann und will umgekehrt überhaupt nicht in diesen Markt. So wird die alternative Szene zu ihrem Markt, auf dem eine »nach-industrielle« Gründergeneration ihre alternative Unternehmungslust auslebt. Das hat gewiß seine befreienden Momente und wird auch mit sehr emanzipatorischen Zielsetzungen begonnen. Die Leute sollen nicht behandelt werden, sondern selbst handeln. Sie sollen nicht entmündigt, sondern zu selbständigem Tun ermutigt werden. Es soll ihnen geholfen werden, sich selbst zu helfen. Aber die »Hilfe zur Selbsthilfe« ist das nach-industrielle Dienstleistungsethos aller, von der aufgeklärten Neuen Rechten der CDU/CSU bis zum demokratischen Sozialismus der Jusos.

Hinter allen Absichtsbekundungen bleibt ein Fakt: hier wird soziales Einbinden professionalisiert, werden neue Berufsfelder und Institutionen geschaffen, entstehen neue Geldströme, expandiert der Markt der personbezogenen Dienste, wächst die Struktur der Megamaschine. Was wird von der »oppositionell nachsozialisierenden« Funktion und den sonstigen politischen Inhalten der Projekte langfristig bleiben? Was immer aus der Bewegung wird, das berufliche Existenzinteresse der Projektgründer und ihrer Nachfolger an der Erhaltung ihrer institutionellen Strukturen wird bleiben.

Es kann in dieser Frage allerdings kein simples Dafür oder Dagegen geben. Natürlich wäre es schöner, keine formellen Sozialdienste zu brauchen, sondern das Elend im geborgenen Gemeinschafts- und erfüllten Arbeitsleben »präventiv« zu verhindern. Aber der Bedarf besteht nun einmal, und es ist vielleicht doch gescheiter, gerade auch institutionell alternative Wege zu versuchen, als den sozialpolizeistaatlichen Tendenzen kampflos das Feld zu überlassen. Andererseits wächst die Megamaschine gerade auch dadurch weiter...

Schrittmacher in der richtigen Richtung

Vielleicht sind die bisherigen Ergebnisse ein bißchen ernüchternd. Als Ansatzpunkt zur Veränderung des industriellen Wirtschaftssystems sind die Alternativprojekte teils nur sehr beschränkt geeignet, teils mehr untauglich und irreleitend. Als alternative Sozialstaatsagenturen sowie als formelle Kleinunternehmen überhaupt sind sie hochgradig ambivalent. Als »politische Infrastruktur« bilden sie nur eines von zwei erforderlichen Beinen. Gibt es denn nicht eine Rolle, in der sie rundum wunderbar sind ?

Es gibt sie, und sie wurde schon wiederholt genannt — ihre besondere Rolle bei der Neugestaltung der sozialen Lebenswelt. Viel eher als der Systemreform dienen die Projekte — und was darin geschieht — einer allgemeinen Lebensreform. Selbstveränderung betreiben sie um vieles wirksamer als Systemveränderung. Ihre Erfolge liegen also nicht in der Weiterentwicklung der Produktionsweise, sondern mehr im der alltäglichen Lebens- und Arbeitsweise. Im informellen Sektor haben sie zweifellos mehr Stärken als im institutionellen Sektor. Indem sie den sozialen Unterbau der Gesellschaft gegenüber dem formellen Überbau neu beleben, sind die Projekte der Alternativbewegung Schrittmacher in der richtigen Richtung. Die Mehrzahl ist ja auch ausschließlich auf diesem Gebiet tätig: 30 000 Wohngemeinschaften und 3 500 sonstige Eigenarbeitsprojekte von der Eigenbedarfswerkstatt über die medizinische Selbsthilfegruppe bis zu Eltern-Kind-Gruppen. □

MITBESTIMMUNG

Die montanen Ultras

Von Werner Heine

Vorstandschef Egon Overbeck möchte bei Mannesmann die Montan-Mitbestimmung abschaffen. Die IG Metall ist dagegen. Was treibt die Sozialpartner in diesen Konflikt?

ROLF Rodenstock, Arbeitgeberpräsident, Strauß-Gast, Finanzier der Unions-Christen hat gedroht, aus der Kirche auszutreten. Ist der verrückt geworden? Weiß das der Papst? Durfte sein Schwiegersohn Klaus Bölling nicht kirchlich heiraten?

So ganz in Weiß kommt die Begründung nicht. Dem Rodenstock mißfällt, daß die vielen kirchlichen Feiertage in Bayern die Wirtschaft kaputtmachen.

Egon Overbeck, Vorstandschef von Mannesmann, Kanzler-Gast, personifizierter Kantstein der staatlich subventionierten Marktwirtschaft, will durch eine Neuorganisation seiner Firma die paritätische Mitbestimmung abschaffen. Ist der auch verrückt geworden? Will er Putz, drei Monate vor der Wahl? Der will, sagt er, 50 Millionen Mark einsparen durch das Zusammenlegen von teuren Stabsstellen und das Verringern von Vorstandsposten. Es gehe um 370 hochbezahlte Jobs.

Nicht ganz. Den 370 Aufsteigern sollen rund 2.000 nicht so hochbezahlte Hüttenwerker folgen, auf deren Arbeitsplätze Mannesmann aus Wettbewerbsgründen verzichten will. Dieser Vorgang heißt Rationalisierung, also Vernünftigmachung des Kosten-Nutzen-Verhältnisses, also Erhöhung der Gewinne für die Kapitaleigner von Mannesmann. Aber nicht aus diesem Grund schreibt die IG Metall in ihr Flugblatt vom 11. Juli: »Die Zeichen stehen auf Sturm«. Und nicht aus diesem Grund bringt der Fraktionsvorsitzende Herbert Wehner die Delegierten und Berichterstatter des Essener Wahlparteitags der SPD mit einem Initiativantrag aus der Fassung. Die Aufregung gilt dem Fortbestand der Mitbestimmung im Montan-Bereich. Würde Mannesmann unwidersprochen seine Hüttenwerke in Duisburg-Huckingen an seine Röhrenwerke verpachten, dann wäre es nach geltendem Recht aus mit der Montan-Mitbestimmung in der Mannesmann-Konzerngesellschaft. Das — so der IG Metall-Verhandlungsführer Rudolf Judith — »käme einem mitbestimmungspolitischen Dammbruch gleich«. Dann könnten nämlich die Thyssen AG, die Krupp GmbH, die Klöckner Werke AG und selbst die bundeseigene Salzgitter AG ebenfalls in Versuchung geraten, aus betriebswirtschaftlichen Gründen rechtliche Umformungen vorzunehmen, die einen »Grundpfeiler der zweiten Republik« (Judith) aushebeln würden.

Nach dem Sieg der Allierten über den deutschen Faschismus waren auch Parlamentarier bürgerlicher Parteien in den Westzonen bereit, dem Kapitalismus und denen, die ihn repräsentierten, Schuld an der bis dahin größten Katastrophe in der Geschichte der Menschheit zu geben. Die CDU distanzierte sich 1947 auf ihrem Ahlener Programmparteitag von diesem System. Ein leibhaftiger Schwiegersohn der Krupps wurde als Kriegsverbrecher in Nürnberg verurteilt und immerhin vor seiner Begnadigung für kurze Zeit eingesperrt — auch wenn wir heute wissen, daß er aus der Haft heraus mitwirkte an Plänen zur Restaurierung der Macht an der Ruhr durch die Konzerne im Bergbau- und Stahlbereich.

Das waren die guten alten Zeiten, als das nordrhein-westfälische Parlament beschloß, den Montanbereich zu sozialisieren, und die britische Besatzungsmacht im Auftrage einer Labour-Regierung zuhause mit der North German Iron and Steel Control das beschlagnahmte Montanvermögen verwaltete. Damals mußten Hitlers frei herumlaufende Wehrwirtschaftsführer vorübergehend um die Erhaltung ihrer Macht bangen. Um einer nicht auszuschließenden Verstaatlichung von Bergwerken und Stahlwerken zuvorzukommen, boten sie den Alliierten ersatzweise die Einräumung paritätischer Mitbestimmung an. Einer von ihnen, der Gutehoffnungshütte-Chef Reusch, hat später behauptet, er habe das wegen der »brutalen Erpressung durch die Gewerkschaften« getan.

Den deutschen Metallarbeitern und Bergleuten wurde schnell klar, daß paritätische Mitbestimmung das Äußerste war, was sie in einer sich wieder konsolidierenden bürgerlichen Gesellschaft erreichen konnten. Auf Urabstimmungen votierten 96 Prozent für diese Form der Mitbestimmung. Es kam 1950/51 zu Warnstreiks. Der Regierungschef Konrad Adenauer, der heute noch von den CDU-Sozialausschüssen als Erfinder der Mitbestimmung gepriesen wird, mußte nachgeben. Die seit 1947 bestehenden paritätischen Aufsichtsräte im Montanbereich wurden 1951 gesetzlich festgeschrieben — gegen den Widerstand der Freidemokraten, der rechtsradikalen Vertriebenenpartei BHE und der SRP, die in diesem Modell einen Verstoß gegen »deutsches Recht« sahen.

Adenauer entschuldigte sich damals im Parlament bei den Auftraggebern seiner Partei: »Nach meiner Überzeugung ist dieser Gesetzentwurf ein großer Fortschritt auf dem Weg zur sozialen Befriedigung unseres Volks.« Und sein Fraktionskollege Günter Henle, seit 1940 Chef des Klöckner-Konzerns, prophezeite, daß die Montan-Mitbestimmung sich »als ein Markstein erweisen würde auf dem Weg zur Erreichung des Arbeitsfriedens, dessen wir in Deutschland so dringend bedürfen«.

Der rationale (das heißt: vernünftige) Teil des Kapitals, der damals die Montan-Mitbestimmung zuließ, hat recht behalten. Nach einem Ostfriesenwitz haben die männlichen Bewohner dieser Region deshalb so lange Ohren, weil der Papa sie in früher Jugend an denselben hochhält und spricht: Dahinten ist das Ruhrgebiet, da wirst du einmal arbeiten, wenn du groß bist. Dieser sogenannte Witz basiert auf dem fernen Horizont einer platten Landschaft und der inzwischen historischen Tatsache, daß Tausende junger Menschen ins Ruhrgebiet zogen, um dort bei damals relativ hohen Löhnen unter Tage nach Kohle zu graben, bis die amerikanische Import-Kohle zu Halden im Revier führte und das Stahlgeschäft weltweit ins Stocken kam. Inzwischen gab es ein Wirtschaftswunder und die problemlose Schließung von Zechen unter Zustimmung der Arbeitnehmerseite in den Montan-Aufsichtsräten.

Keine Branche hat eine so dramatische Beseitigung von Arbeitsplätzen unter gleichzeitiger Konzentration des Kapitals hinnehmen müssen wie die Montanindustrie. Und in

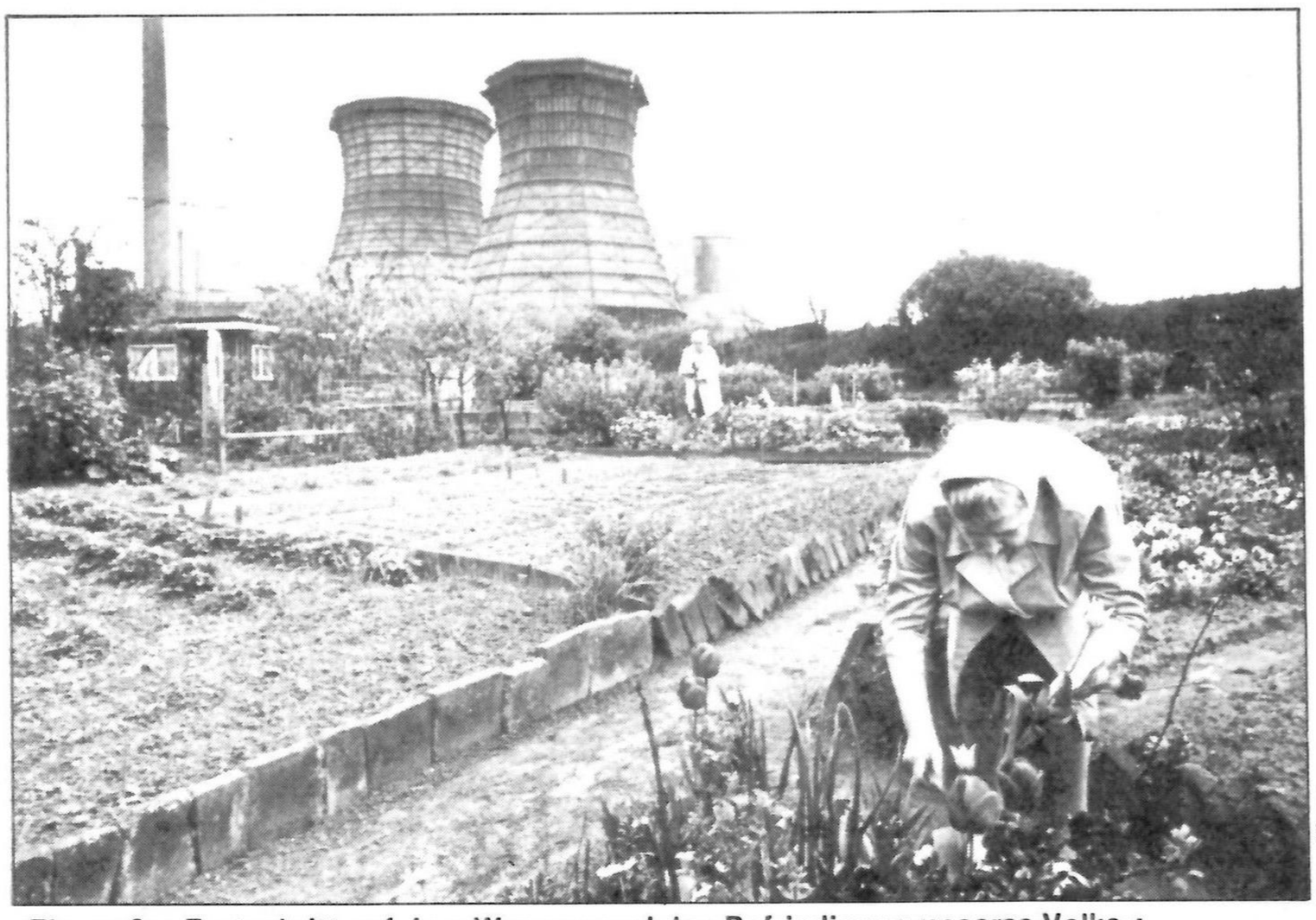


Foto: Visum

»Ein großer Fortschritt auf dem Weg zur sozialen Befriedigung unseres Volks«: Schrebergärten im Ruhrgebiet

keiner Branche hat diese Operation so problemlos geklappt. Denn die Arbeiter waren durch ihre Vertreter in den Aufsichtsräten ja immer in der »Mitverantwortung«.

Als mit Hilfe der IG Bergbau die steuergeld-finanzierte Fusion in der Ruhrkohle AG zustande kam, mußten die Kumpel aus Ostfriesland sogar noch ihre Slum-Wohnungen in Hörste oder Essen gegen viel Geld von den Zechen als Eigentum erwerben. Aus der einstmals kämpferischen Bergarbeiter-Gewerkschaft wurde im Zuge dieser Entwicklung eine reaktionäre Standesvertretung im DGB. Und die Montan-Mitbestimmung, die das Wohlverhalten der Gewerkschaften erforderlich machte, stand immer zur Disposition der Unternehmer. Zweimal mußte der Bundestag Gesetze zur Sicherung dieser Mitbestimmung beraten. Trotzdem verringerte sich die Zahl der Arbeitnehmer, deren Rechte unter das Gesetz von 1951 fallen, von rund 900.000 auf unter 500.000.

Was in Sachen echter Mitbestimung nicht geht, machten die Ideologen von der Unternehmerseite den Gewerkschaften bereits 1952 klar. Ein Jahr nach der Panne mit der Montan-Mitbestimmung verabschiedete die bürgerliche Mehrheit im Bundestag das Betriebsverfassungsgesetz, das jegliches Mitreden von Arbeitern im Betrieb auf ein Mindestmaß reduzierte. Die Neufassung des Betriebsverfassungsgesetzes durch eine SPD-geführte Regierung hat diesem Zustand nur ein wenig demokratische Schminke aufgelegt. 1976 stimmten DGB-Gewerkschafter in der SPD-Fraktion einem Diktat der FDP zu, nach dem Mitbestimmung in Großunternehmen vorkommen darf, weil die Kapitalseite durch die doppelte Stimme des Aufsichtsratsvorsitzenden ohnehin immer die Mehrheit hat.

Würde jetzt bei Mannesmann der Damm brechen, wären 30 Jahre Kampf um Mitbestimmung für die Katz. Sagen die IG Metall und der christlich und soziale Jesuitenpater und Ökonom Oswald von Nell-Breuning, 90, der bereits 1931 half, mit seiner Mitarbeit an der päpstlichen Enzyklika »Quadragesimo Anno« den katholischen Arbeitern klarzumachen, daß die gottgewollten Machtverhältnisse im Pütt durch friedliche Bemühungen um Mitverantwortung zu entkrampfen seien.

Nach Overbecks Vorstoß warnte Nell-Breuning, daß der »Gesetzgeber nicht unter Druck gesetzt werden« darf. Diese Linie vertreten auch die Repräsentanten der CDU-Sozialausschüsse Blüm, Müller-Remscheid und Vogt. In einer Presseerklärung warfen sie der SPD, die den Mannesmann-Coup per Gesetz noch vor der Bundestagswahl verhindern möchte, ein »lediglich taktisches Spiel« vor. Schon 1968 habe die SPD einen ähnlichen Gesetzentwurf eingebracht, wohl wissend, daß er vor der Wahl 1969 nicht mehr verabschiedet werden würde.

Nur, die Klassenkämpfer von der CDU vergessen dabei, daß den Sozialdemokraten diesmal das »taktische Spiel« aufgezwungen wurde. Nehmen wir einmal an, daß Egon Overbeck und seine Auftraggeber in der Industrie wie seine Gesprächspartner bei der FDP nicht nur eine Wahlniederlage von Franz-Josef Strauß erwarten, die alle Hoffnung auf weitere gesetzliche Einschränkung von Mitbestimmungsregelungen und -forderungen zunichte macht, daß die FDP sogar zu recht fürchten muß, im nächsten Bundestag nicht mehr vertreten zu sein: Das könnte erklären, warum Overbeck noch

Foto: dpa

Lediglich taktisches Spiel: Vorstandsvorsitzender Egon Overbeck mit Chef des Bundesverbandes deutscher Banken, Friedrich Wilhelm Christians, auf der Hauptversammlung bei Mannesmann

schnell vor der Bundestagswahl neue Fakten schaffen wollte. Aber dann hätte er nicht der Bitte seines Freundes Helmut Schmidt entsprechen dürfen, die Beschlußfassung der Mannesmann-Hauptversammlung hinauszuschieben und in langwierige Verhandlungen mit der IG Metall einzutreten. Es sei denn, er hat mit seinem Vorstoß nichts anderes gewollt, als der gefährdeten FDP eine Chance zur Profilierung und damit zum Sprung über die Fünf-Prozent-Hürde zu schaffen.

So jedenfalls sehen es die IG Metall, Helmut Schmidt und die FDP-Führung. Doch das könnte ein für die Freidemokraten tödlicher Fehlschluß sein: Woher sollen die fürs liberale Überleben so nötigen Leihstimmen am 5. Oktober denn kommen, wenn die FDP sich im Streit um die Mitbestimmung an die Seite von Franz Josef Strauß stellt? Wenn die Emotionen gegen Genscher und Lambsdorff die für Baum ersticken? So scheint Herbert Wehner es zu sehen und das erklärt den wütigen Eifer, mit dem er die Konfrontation um die Montan-Mitbestimmung nicht nur annimmt, sondern schürt so gut er kann. Nicht, weil — wie er so unvergleichlich pathetisch sagt — dies »an die Grundlagen der Republik rührt«, sondern weil er den kaltkriegerischen Außenamtsleiter Genscher mitsamt seinem Lambsdorff und dem ganzen Zünglein am Arsch des Kapitals endlich loszuwerden hofft. Aber ist denn denkbar, daß Overbeck und seine Auftraggeber dieses Risiko nicht gesehen haben? Sind diese Wirtschaftsführer wirklich Hasardeure, die zugunsten einer mindestens zweifelhaften Wahlhilfe für die FDP einen dreißigjährigen, sehr einträglichen sozialen Frieden in der Hochburg der Arbeiterklasse aufkündigen? Ist nicht wahrscheinlicher, daß der Angriff auf die Montan-Mitbestimmung Teil einer neuen Strategie der Rechten ist, die sich längst auf die Permanenz sozialdemokratischer Regierungsführung in Bonn eingerichtet hat und — ohne viel Rücksicht auf ihr eigenes politisches Personal (CDU/CSU, FDP) zu nehmen — nunmehr selbst und unvermittelt den Widerpart dieser Sozialdemokratie übernimmt.

Hätte, weiter, in dieser Strategie nicht das Kalkül Platz, daß es angesichts des Reformdrucks der SPD-Basis solcher Provokationen wie der Overbeckschen bedarf, um die SPD-Regierung schon dann ihren unteren Genossen als kämpferisch und erfolgreich erscheinen zu lassen, wenn sie eben noch den Status quo verteidigen konnte. Konfrontation — weil das Bestehende ihnen so gut paßt: Sie müssen von rechts angreifen, damit von links verteidigt wird, was die Linke gar nicht will. Linken Gewerkschaftern und Sozialdemokraten ist die Montan-Mitbestimmung seit je suspekt, sie wollen mehr: Mitbestimmung am Arbeitsplatz, Selbstverantwortung, am Ende Vergesellschaftung. Overbeck kündigt das Modell auf — und schon kämpfen Gewerkschaften und SPD geschlossen für die Montan-Mitbestimmung. Wenn das kein Erfolg ist!

Neu ist diese Taktik natürlich nicht, sie hat sich im letzten Jahr mehrfach bewährt: So als man dem geschätzten Helmut Schmidt von jedem Zwang zur Rücksichtnahme auf den linken Flügel seiner Partei dadurch entband, daß man ihm den gar nicht so geschätzten Franz Josef Strauß als Gegenkandidaten servierte. So als man dem braven Hans Apel, dessen Bundeswehr-Politik von manchen Genossen sehr kritisch betrachtet wurde, ein provokatorisches Krieger-Schauspiel aufschwatzte, dessen vorhergesehene Wirkung sämtliche Sozis zu nicht endenwollenden Ovationen für »unsere Bundeswehr« und »unseren Verteidigungswillen« zwang.

Inzwischen hat Rolf Rodenstock dementieren lassen, daß er aus der Kirche ausgetreten sei. Die Drohung hat wohl schon genügt. Wie bei Overbeck. □

»Ich warne - selbst auf die Gefahr hin, daß es mißbraucht wird - immer wieder davor, von der Katastrophe von Harrisburg zu reden.«
(Strauß)

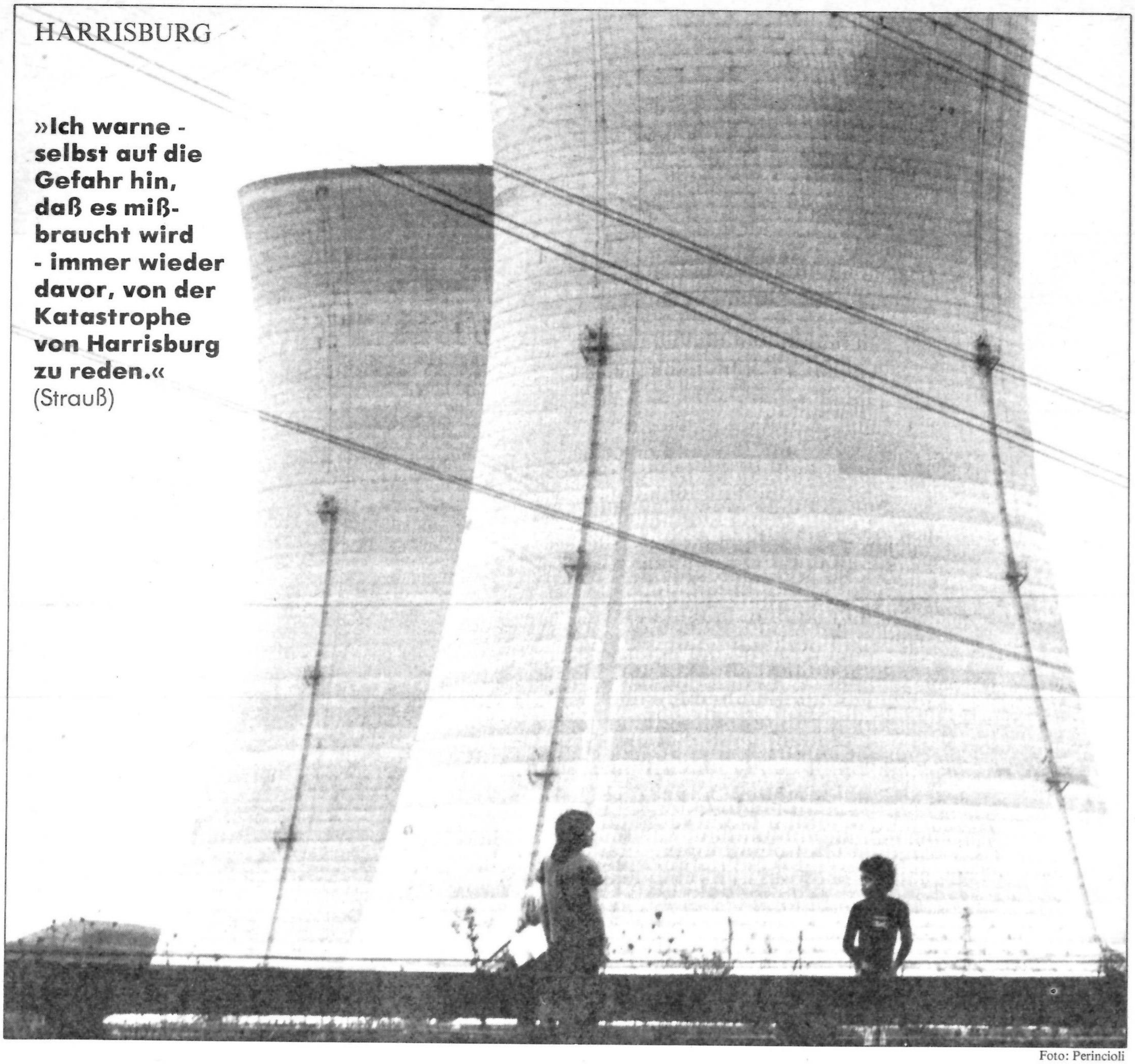


Foto: Perincioli

»Ich fühle mich jetzt schon so gut wie tot«

Von Christina Perincioli

Vor vierzig Jahren war jedes 125. Neugeborene mißgebildet. Heute ist es schon jedes sechzehnte. Genetische Schäden, heißt es. Und keiner traut sich, nach den Ursachen zu fragen. Bisher. Jetzt wissen die Frauen von Harrisburg, daß Mongoloismus und Leukämie durch radioaktive Schädigung entstehen. Durch Katastrophen wie vor sechzehn Monaten in Harrisburg. Damals flohen 144.000 Menschen vor dem unsichtbaren Tod. Sie kamen zurück, weil man ihnen versprochen hatte, den Reaktor stillzulegen. Aber er läuft immer noch. Und die Betreiberfirma will den 2. Reaktor wieder anschalten. Vor dem Ausschuß der Atomkontrollbehörde begann sechs Monate nach dem Unfall eine Anhörung zur Genehmigung. In einem riesigen Saal, vor Fernsehkameras, traten Frauen aus Harrisburg ans Mikrofon. Die Angst um ihre Kinder, vor einer neuen Katastrophe, vor dem Gift in Luft und Wasser machte sie mutig. Sie kämpfen, weil sie wissen, daß sie im Ernstfall kaum eine Überlebenschance hätten. Ein Jahr nach dieser Anhörung wird in Harrisburg weiter radioaktives Gas in die Luft geblasen.

»Ich habe aus diesem Unfall gelernt, daß wir im Ernstfall keine Chance haben.«

Nancy Prelsnik
vor der Untersuchungskommission

Foto: Sphinx

Nancy Prelsnik, Krankenschwester

»Herr Vorsitzender, verehrte Herren, ich danke Ihnen für die Gelegenheit, heute zu Ihnen sprechen zu können. Bitte entschuldigen Sie meine Verfassung, ich habe mich normalerweise unter Kontrolle. Vieles von dem, was heute hier gesagt wurde, ist mir sehr nahe gegangen.

Ich bin von Beruf Krankenschwester und bin speziell ausgebildet für den Katastropheneinsatz. Ich habe Erfahrung mit Flutkatastrophen, Tornados und Erdbeben. Während des Vietnamkriegs war ich in der Luftwaffe und ich kann Ihnen sagen, ich weiß, was Krieg bedeutet. Ich war immer ruhig und gefaßt und auf das Schlimmste vorbereitet.

Aber als an jenem Freitag der Aufruf zur Evakuierung kam, da waren meine Kinder in der Schule, mein Mann im Büro und ich zu Hause. Mein Wagen war in der Werkstatt. Ich hatte keine Möglichkeit, in die Stadt zu kommen; zu Fuß hätte es Stunden gedauert. Ich versuchte, die Schule zu erreichen, um zu erfahren, was sie mit den Kindern vorhatten; ich versuchte, meinen Mann zu erreichen, aber es war kein Durchkommen, alle Leitungen waren blockiert.

Ich geriet nicht in Panik. Ich fing an zu packen.

Aber mir war auch klar, daß ich meine Familie möglicherweise nicht wieder sehen würde.

Ich hatte gedacht, wenn wir sterben müßten, daß wir es zusammen tun würden, als Familie. Oder daß wir wenigstens vorher noch die Möglichkeit hätten, uns voneinander zu verabschieden und uns unserer Liebe zu versichern.

Seit diesem Unfall bin ich innerlich wie abgestorben. Deshalb fällt es mir nicht schwer, mein Leben dafür zu geben, daß dieses Werk geschlossen wird, denn ich fühle mich jetzt schon so gut wie tot. Meine Fröhlichkeit, meinen bisherigen Lebensstil habe ich verloren, mein Vertrauen und meine Hoffnungen sind betrogen.

Das Kraftwerk ist immer noch entsetzlich gefährlich, und ich habe große Angst, vor allem nachts, zumal ich einige der Techniker aus der Nachtschicht kenne.

Ich habe aus diesem Unfall gelernt, daß wir im Ernstfall kaum eine Chance haben zu überleben, und daß ich nicht erwarten kann, meine Familie noch einmal zu sehen. Es fällt nicht leicht, so etwas zu akzeptieren; und ich habe das Gefühl, daß ich das auch gar nicht akzeptieren sollte. Man erwartet von uns eine Opferbereitschaft, als ob sich unser Land im Kriegszustand befände. Man hat die verfassungsmäßigen Rechte und die Charta der Menschenrechte für uns aufgehoben — deshalb kämpfe ich hier solange, bis dieses Werk für immer geschlossen ist und wir unsere Bürgerrechte wieder haben.

Sechs Wochen nach dem Unfall wurde ich schwanger. Ich ging zu verschiedenen Ärzten; keiner traute sich, mir zu einer Abtreibung zu raten und keiner konnte ausschließen, daß dem Kind nicht schon was passiert war. Die Entscheidung war schwer, aber ich entschied mich für eine Abtreibung. Das Atomkraftwerk ist nur fünfeinhalb Meilen von uns entfernt.

Der Beruf meines Mannes zwingt uns, die nächsten Jahre hierzubleiben. An diesem Ort aber will ich kein Kind bekommen, selbst wenn man mir garantieren könnte, daß es gesund geboren würde, so bliebe doch weiterhin die Gefahr, daß es in zwei, drei Jahren Leukämie bekommt. Unsere bisher kerngesunde Katze ist nach dem Unfall sofort an Leukämie gestorben. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mich sterilisieren zu lassen.

Mit der Nukleartechnologie ist es genau wie mit anderen technischen Errungenschaften: sie werden auf den Markt gebracht, ehe sie ausreichend getestet wurden. So ist es auch im medizinischen Bereich.

Meinen Mann hat man in seiner Jugend wegen seiner Pickel radioaktiv bestrahlt; nachher hat man herausgefunden, wie gefährlich es ist.

Mein erstes Kind hat man während der Schwangerschaft geröntgt, und danach in seinem ersten Lebensjahr hat man sich auch nicht davor gescheut. Dazu kommen danach alle »normalen« Röntgenaufnahmen und die natürliche Strahlenbelastung aus der Umwelt. Zählen Sie das einmal alles zusammen, ich weiß nicht, wie Sie dann das zusätzliche Ablassen von radioaktivem Gas rechtfertigen wollen.

Heute werden etwa zehn bis fünfzehn Prozent unserer Elektrizität mit Kernenergie erzeugt, also etwa drei bis fünf Prozent unseres gesamten Energiebedarfs.

Nun habe ich gelesen, daß die Herstellungskosten für diese Energie, nämlich der Uranbergbau, die Brennstabproduktion, der Kraftwerksbau, Transport und Entsorgung ebenfalls drei Prozent unserer gesamten Energie verbrauchen.

Das hieße, daß die Atomenergie gerade so viel Energie produziert, wie sie selber verbraucht, daß sie also faktisch gar keine erzeugt, auch nachdem wir bereits Milliarden von Dollar in diese Industrie investiert haben. Ich möchte Sie hier bitten, Ihrerseits dieser Sache nachzugehen und diese Zahlen zu überprüfen.
Ich danke Ihnen.

»Dieses Betonungeheuer hat hier auf der guten alten Erde von Pennsylvania, keinen Platz.«

Michelle Siewert
vor der Untersuchungskommission

Foto: Sphinx

Michelle Siewert, Krankenschwester

Ich bin Michelle Siewert, ich wohne in Etters, zwei Meilen von TMI entfernt. Monatelang habe ich andere für mich reden lassen, nun sollte ich wohl auch etwas tun: Wie unzählige andere habe ich versucht zu vergessen, was am 28. März geschehen war. Jedesmal, wenn ich die Sitzungen unserer Bürgerinitiative besuchte, bekam ich mehr Angst. Wahrscheinlich fühlt man sich um so besser, je weniger man erfährt. Ich legte mir deshalb die sogenannte TMI-Blindheit zu; Zeitungsartikel zu unserem Problem interessierten mich fortan nicht mehr. Das war keine Gleichgültigkeit — bitte verstehen Sie mich richtig — sondern ein Fluchtversuch; ein simpler Abwehrmechanismus, um diesen Streß durchstehen zu können.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um auszudrücken, wie sehr dieser Vorfall unser Leben verändert hat.

Bisher fand ich zu Hause Schutz und Geborgenheit. Jetzt ist es ein Ort der Angst und Ungewißheit. Hilflos sehen wir zu, wie einige Leute aus kapitalistischen Motiven unser persönliches Leben kontrollieren.

Ich möchte nicht mehr hier leben, aber ich kann nicht wegziehen. Ich habe Freunde verloren; die Elektrizitätsgesellschaft hat sie aus ihren Häusern getrieben. Welches Verbrechen habe ich eigentlich begangen, daß ich nun hier mit meinem Haus festsitze?

Ich habe mich an das falsche Versprechen geklammert, daß die dünnen Wände meines Hauses vor der verseuchten Luft draußen schützen würden.

Ich hatte nicht gedacht, daß es so schwer sein würde, eine Familie zu planen, nun werde ich vor lauter Angst nicht wieder schwanger. Met Ed hat vor, das Gas einfach an die Umgebung abzulassen, eine Frau, vor allem in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, wird dann ein großes Risiko eingehen.

Oft, wenn ich abends meinen Sohn in den Schlaf wiege, fühle ich nicht Ruhe und Frieden mit dem kleinen Körper in meinem Arm, sondern Angst und Verzweiflung, Angst davor, was diesem Kind bevorsteht, das ich so sehr zu beschützen versuchte und doch nicht konnte.

Hier stehe ich vor ihnen mit einem vollkommen gesunden Körper, aber vielleicht bin ich oder mein Sohn schon in wenigen Jahren nur noch Statistik. Ich hab was dagegen, für Sie Versuchskaninchen zu spielen. Aber man hat mir keine Wahl gelassen, der Versuch hat schon vor Monaten begonnen.

Was die Großkopfeten uns als narrensicheres System anpriesen, erwies sich als eine Zusicherung von Narren.

Meiner Meinung nach müßte Met Ed nach dieser schmachvollen Geschichte die Betriebsgenehmigung entzogen werden. Es waren technisches Unvermögen und schlichtes Profitdenken, die zu dieser Katastrophe führten. Vor aller Welt haben sie ihre Menschenverachtung demonstriert. Daß man ihnen nicht trauen darf, haben sie gründlich bewiesen.

Wie kommt es, daß so ein Verein ungestraft in unser Privatleben eindringen und aus den demokratischen Grundrechten, auf die dieses Land gegründet ist, eine Farce machen kann? Die Stimme des Volkes, ist das nur noch ein Flüstern heute?

Wenn das radioaktive Gas und das Wasser, das sie demnächst ablassen wollen, so harmlos ist, wie sie sagen, dann hätte ich gerne, daß die Verantwortlichen solange in einem Fesselballon über dem Werk schweben.

Eine Wiederinbetriebnahme von TMI würde das Vertrauen in die Regierung und die Wirtschaft endgültig ruinieren. Dann wäre für alle klar, daß es der allmächtige Dollar ist, der uns regiert. Wir, die Menschen von Newberrytown, wir kämpfen um unser Überleben und das wird ein langer Kampf werden. TMI war für uns alle die Hölle auf Erden. Dieses Werk, dieses Beton-Ungeheuer hat hier, auf was einst die gute alte Erde von Pennsylvania war, keinen Platz.

Paula Kinney, Hausfrau

Mein Name ist Paula Kinney, ich bin Hausfrau und Mutter und wohne in Middletown.

»Wir sind Geiseln unserer eigenen Regierung und einer Firma, für die Profit wichtiger ist als die Menschen.«

Louise Fleck vor der Untersuchungskommission

Foto: Sphinx

Für unsere Kinder haben mein Mann und ich von Anfang an Opfer gebracht, u.a. haben wir mit dem Rauchen aufgehört, was uns außerordentlich schwer fiel. Jeden Monat haben wir sie vorsorglich zum Arzt und zum Zahnarzt gebracht.

Meine Rechnung beim Gemüsehändler ist enorm, ich möchte meine Kinder möglichst gesund ernähren.

An einem einzigen Tag hat nun diese Firma aus Gier, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, was auch immer, all unsere Mühen und unsere Vorsicht hinfällig gemacht. An einem einzigen Tag im letzten März.

Diese Sache ist so unglaublich, sie ist schlimmer als ein Alptraum, denn aus einem Alptraum kann man aufwachen, und er ist vorbei.

Ich habe meinen Charakter verändert und Met Ed ist Schuld daran; meine Unschuld, meine Vertrauensseligkeit, meine Unbeschwertheit, das ist alles weg.

Ich traue keinem mehr. Ich mag mich nicht, wie ich jetzt bin, aber ich kann's nicht ändern.

Es ist, als hätte man mich vergewaltigt, beraubt und zusammengeschlagen und niemand kümmert's, ja, sie wollen es eigentlich gar nicht hören. Ich hab nie was zu tun gehabt mit der Frauenbewegung. Ich bin immer zufrieden gewesen mit meinem kleinen Leben, meiner Familie, den Kochtöpfen und diesem Vertrauen darauf, daß sich unsere Regierung um alles kümmert. Ich hatte keine Probleme.

Doch je mehr ich mich in diese Sache einlasse, um so stärker wird mein Gefühl, daß ich bereit bin, alles dafür zu geben — und ich meine wirklich alles — um dieses Werk zu schließen.

Louise Fleck, pensionierte Verwaltungsangestellte

Mein Name ist Fleck, Louise Fleck.

Ich war Verwaltungssekretärin im Justizminsterium. Ich konnte mich vorzeitig pensionieren lassen; ich hatte mehr Glück als all die anderen, die trotz der Angst hier weiter wohnen müssen.

Mein Mann und ich, wir haben beide unser Leben lang gearbeitet, wir wollten unseren beiden Töchtern ein Studium ermöglichen. Die eine ist jetzt Anwältin, die andere Ärztin, wir sind sehr stolz auf sie; im Mai sind sie fertig geworden. Wir hätten gerne ein Fest gefeiert und unseren Freunden gezeigt, wie stolz wir auf sie sind. Daraus ist nichts geworden; seit März sind wir nicht mehr zu Hause.

Wir sind gegangen, als angekündigt wurde, daß eine Kernschmelze bevorstehe, doch zuvor waren wir noch bei allen Familienmitgliedern und Freunden; wir baten sie, mit uns zu kommen.

Wir fragten meinen Bruder — er hatte gerade ein neues Haus gekauft und war damit weitere finanzielle Verpflichtungen eingegangen. Er ist Stahlarbeiter und muß mindestens noch vier Jahre arbeiten, bevor er seine Rente in Anspruch nehmen kann, und er hat Kinder, die er aufs College schicken will. Er sah keine Chance für sich, woanders neu anfangen zu können in seinem Alter.

Dann war da seine Schwiegermutter, sie lag auf der Couch, an eine künstliche Niere angeschlossen. Wir baten sie wieder: »Kommt doch mit!«, aber es ging nicht. Schweren Herzens ließen wir sie alle zurück.

Schließlich merkten wir, daß Weggehen auch keine Lösung brachte. Man hatte nämlich nicht nur uns hier angelogen, auch die anderen Menschen überall in diesem Land hatte man im unklaren gelassen, in Californiens Montana, überall wo wir hinkamen: Waffen, Sprengkörper, Atommüllager... nirgends war ein Platz, an dem wir uns hätten sicher fühlen können. Also kamen wir wieder zurück, das Problem muß hier gelöst werden.

Ich will mit meiner Familie und meinen Freunden zusammensein. Und glauben Sie mir, sollte dieses Werk wieder in Betrieb gehen, werden die Menschen aus dem ganzen Land hierherkommen, und ich werde dabei sein.

Ich glaube nicht an Gewalt, Gewalt führt zu Gewalt. Sollte es aber dazu kommen, wird Ihre Entscheidung dafür verantwortlich sein. Als gestern abend über die Amerikaner berichtet wurde, die im Iran als Geiseln genommen wurden, dachte ich, daß das wirklich eine sehr schlimme Sache ist, aber sie sind wenigstens Geiseln eines fremden Landes.

Wir hier aber sind Geiseln unserer eigenen Regierung, ihrer Aufsichtsbehörde und einer Firma, für die Profit wichtiger ist als Menschen.

Als einer meiner Vorredner sagte, daß jene hier, die für eine Schließung des Werks sprechen, dies aus sehr persönlichen Gründen täten, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen: Ich habe tatsächlich ein sehr persönliches Interesse an meiner Familie, an meinen Verwandten, an meinen Freunden, an meinem Haus — ich will wieder hier leben können.

Diese Protokolle erscheinen im August 1980 bei rororo aktuell: Christina Perincioli: »Die Frauen von Harrisburg«, 5,80 Mark

Elternmord

Von Peggy Parnass

AXEL Voß, 18 Jahre, und Christian Thomsen, 17 Jahre, sind in Hamburg zu acht Jahren Jugendstrafe verurteilt worden. Wegen gemeinsamen heimtückischen Doppelmords an Axels Eltern, dem Schlachterehepaar Voß. Man erwartet von mir, daß mich dieses Urteil empört.

Ich muß diese Erwartung enttäuschen. Mich widert nicht das Urteil an, sondern der ganze Fall. Den Prozeß habe ich nicht miterlebt, er fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Die Reporter mußten sich damit begnügen, die Urteilsbegründung zu interpretieren: Axel und Christian litten unter Einsamkeit. Der eine, weil zu autoritär erzogen und ohne menschliche Wärme. Der andere, weil allzu frei erzogen und außerdem krankhaft fettleibig.

Das Mitleid der Presse gilt dem armen Schlachterssohn. Den die Eltern vor und nach der Schule zur Mitarbeit in ihrem Betrieb zwangen. Es ist die alte Geschichte vom Kleinunternehmer, der seinen Laden »doch nur für unser Kind« aufgebaut hat und dafür Anerkennung fordert. Und vom armen Kind des Kleinunternehmers, das mit diesem unerbetenen, verpflichtenden Geschenk nichts anzufangen weiß. Und wie ein solcher Laden für Jung und Alt zur Zwangsanstalt wird, aus der man nur mit Gewalt ausbrechen kann. Etwa, indem der Sohn für ein paar tausend Mark seinen Freund anheuert, damit der sich abends in die Schlachterswohnung schleicht und die fernsehenden Eltern mit einer Maschinenpistole durchlöchert, während auf der Mattscheibe Toni Buddenbrook von Bendix Grünlich geschieden wird, weil deren Eltern ...

Eltern machen immer alles falsch. Wie war das: Die einen zu streng, die andern zu lasch? Zu kalt, zu warm? Der arme Junge, nie ist er geliebt worden! Der arme Junge, seine Mutter hat ihn mit ihrer Liebe förmlich erstickt! Ein Schlüsselkind, das nicht mal regelmäßig zu essen bekam! Ein Muttersohn, der immer pünktlich zum Essen kommen mußte!

Noch als Erwachsene greinen sie in Psychogruppen herum: »Huaah, ich mußte meiner Mutter immer im Haushalt helfen!« »Aaahhh, ich hasse Weihnachten! Da muß ich immer nach Hause und mich für die vielen Geschenke bedanken!« »Uuhh, jede Woche ruft meine Mutter an, ich soll doch mal zum Essen vorbeikommen!« »Ööhh, meine Mutter hat nie Zeit für mich gehabt!« »Meine Alte macht sich lächerlich, jetzt hat sie auch noch einen Freund! Die hat doch gut alleine gelebt!« »Scheiße! Jetzt ist meine Mutter auch noch krank und jammert mir vor, daß das vom vielen Arbeiten kommt!«

Wenn ich all den Scheiß hör, möchte ich gern einen der Jauler mit dem anderen erschlagen. Die Eltern gleich mit. Die tyrannischen Mütter sowieso. Aber erst recht die demütigen, die froh sind, sich tyrannisieren lassen zu dürfen. Glücklich, wenn der liebe Junge sein stinkendes Wäschebündel vorbeibringt. Weil sie dann wissen, daß er nochmal kommt, um den Kram sauber und duftend wieder abzuholen. Mütter, die mit Wonne die Wohnung ihrer verreisten Kinder putzen und sich vor Freude nicht einkriegen, wenn man ihnen auch noch die Enkelkinder aufplackt. Die sagen: »Du weißt doch, eine Mutter kann zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder können nicht eine Mutter ernähren.«

Ich versteh Eltern gut, die hie und da ein Kind aus dem Fenster schmeißen. Fabriklärm, Straßenlärm, Babylärm. Mürbemachend, nervenzerrend. Wenn es schon die reichen Eltern, mit Haus und Garten, nicht richtig machen können, was soll man dann von den andern, denen mit Schichtarbeitslohn und Sozialwohnung im elften Stock, verlangen?

Und schmeißt man sie nicht aus dem Fenster, sondern wartet, bis sie groß genug sind, einen umzubringen oder umbringen zu lassen, machen sie vor Gericht heulend mildernde Umstände geltend. Ein Reporter schrieb, daß der Angeklagte Christian Thomsen von seinen Eltern umarmt wurde, und daß dem Axel Voß in dieser Situation seine Eltern sicher fehlten. Wie der Witz vom Elternmörder: Ich bitte das Gericht strafmildernd zu berücksichtigen, daß ich Vollwaise bin.

Was rege ich mich auf? Ich bin ja nur neidisch auf das, was so viele abstreifen wollen: Eltern. Jeden Tag sehne ich mich nach meiner Mutter. Dabei erzählen mir alle meine Freunde, auch die, die sich inzwischen sehr gut mit ihren Eltern verstehen, daß sie irgendwann in ihrem Leben ihre Eltern bis aufs Blut gehaßt haben. Ja, daß es nichts als glücklicher Zufall gewesen sei, daß nicht jeder von ihnen irgendwann in einer Aufwallung von Elternhaß zum Elternmörder wurde.

Wenn das Leben nicht auszuhalten ist, kann man sich selbst umbringen. Oder man tötet die, denen man die Schuld daran gibt, daß man dieses Leben leben muß. Schon vor meiner Pubertät kämpfte ich gegen das Verbot von Abtreibung. Als ich schwanger war, beantragte ich eine Abtreibung. Weil ich kein Kind in diese kaputte Welt setzen wollte. Als mein Antrag abgelehnt wurde und alles zu spät war, brachen Egoismus und Neugierde durch. Ich begann, mich wie ein Kind auf mein Kind zu freuen. Als man mir nach dem Kaiserschnitt meinen wunderschönen Jungen mit dem Wuschelkopf zeigte, liebte ich ihn — und schrie: »Schlagt ihn tot, bevor er merkt, wie das Leben ist!« Sie haben ihn nicht totgeschlagen. Und ich konnte ihn nicht glücklich machen.

Fast alle wollen abhauen. Eheleute ihren Partnern, Verhältnisse ihren Verhältnissen, Eltern ihren Kindern, Kinder ihren Eltern. Sie wollen sich von ihren Intimstketten befreien. Die meisten kratzen einfach die Kurve, ziehen weg, kündigen. So long, babe. Adios muchachos. Viele, immer mehr, begehen Selbstmord. Einige, die beides nicht schaffen, töten. Grab oder Knast.

Irgendwas muß ja ausgehakt sein, wenn jemand, der die Schnauze voll hat, nicht einfach abhaut. Wie der Mann im Männerwohnheim*, der seinen unerträglichen Zimmergenossen auf gruselige Weise umbrachte, weil er sich nicht traute, beim Heimleiter um die Verlegung in ein anderes Zimmer zu bitten.

Da kann mir doch keiner sagen, daß einer bei Sinnen ist, der nur den Absprung in den Mord schafft. Bei Gericht sieht man das anders: Axel Voß und Christian Thomsen galten als voll zurechnungsfähig. □

*KONKRET 2/76, abgedruckt in »Prozesse 1970 — 1978«, Zweitausendeins, Frankfurt 1978

Foto: Thomas Dawideit

Fritz Bauer-Preis für Peggy Parnass: Preisredner Ulrich Klug gratuliert der KONKRET-Autorin

Philosoph Nietzsche (als Siebzehnjähriger): »Schreibe mit Blut« Foto: Ullstein

Ein Gespenst kehrt zurück

Von Hanjo Kesting

Wissen ist Macht und darum böse — schon wieder eine neueste Stimmung im Westen

DASS es für den psychischen Haushalt eines Menschen gefährlich sein kann, die stärksten Triebe, die tiefsten Wünsche und Bedürfnisse unter Verschluß zu halten, ist seit Sigmund Freud eine Binsenweisheit. Das gilt aber nicht weniger für den psychischen Haushalt einer Nation, einer Kultur: auch in ihm kann Verdrängtes, Unterdrücktes zu irrationaler Gewalt anwachsen und Schaden stiften. Gespenster pflegen nicht draußen vor der Tür zu bleiben.

Friedrich Nietzsche ist ein solches Gespenst. Der Philosoph, der zeitlebens, bis zu seinem geistigen Zusammenbruch im Januar 1889, darüber klagte, daß er keine Gegenwart habe, hat, wie es scheint, heute auch seine Zukunft verloren. Nietzsche wird wenig gelesen, wenig diskutiert, obwohl die große, von italienischen Forschern konzipierte Gesamtausgabe seiner Werke und die monumentale, kürzlich vollendete Nietzsche-Biographie von Curt-Paul Janz dazu durchaus Anlaß geben könnten. Sogar die ungeheure Wirkung, die ein halbes Jahrhundert lang von Nietzsche ausging, ist in der Erinnerung kaum noch einholbar: der »Zarathustra« im Tornister des deutschen Kriegsfreiwilligen 1914, Nietzsches Einfluß auf Dekadenzliteratur und fin de siècle, auf Thomas Mann und Heinrich Mann, George und Spengler, auf die Ästhetik Gottfried Benns.

Seit die Nationalsozialisten Nietzsches Vokabeln in ihr Wörterbuch übernahmen, seit seine Philosophie »ins Licht historischer Erfahrung« trat, sind Berührungsängste und Traumata entstanden. Georg Lukács war es, der den vernichtenden Bannstrahl gegen Nietzsche schleuderte, als er ihn den »Zerstörer der Vernunft« nannte. Den Rest besorgten die Philologen, die das Spätwerk entmythologisierten und aus dem »Willen zur Macht« das machten, was er ursprünglich gewesen war: einen gigantischen Zettelkasten. Dabei ist es geblieben. Jürgen Habermas konnte 1968 verkünden, Nietzsche habe »nichts Ansteckendes mehr«.

Es ist darum einigermaßen überraschend, Nietzsche jetzt ausgerechnet in einem vergleichsweise populären Periodikum wiederzubegegnen, das sich bisher, nimmt man alles in allem, als Forum kritischer Aufklärung verstand: Rowohlts »Literaturmagazin«. Auf dem Umschlag ein Nietzsche-Bildnis: der charakteristische Kopf mit dem mächtigen Schnurrbart, den brennenden Augen. Schon das reicht aus, um dem Gespenst so etwas wie physische Gegenwart zu geben. Der einleitende Aufsatz des Herausgebers Jürgen Manthey heißt »Nietzsche und die Wiederkehr der Ungleichheit«. Wird Nietzsche also doch wieder zeitgemäß? Nicht völlig undenkbar wäre solche Wiederkehr ja in einer Gesellschaft, deren Lebenswelt unter dem Diktat von Konsum und Technik zunehmend verödet, die ihre Konflikte ins Private und Psychische verschiebt und in der die Suche nach neuer Lebenspraxis, neuem Sinn unübersehbar geworden ist.

Dennoch scheint zumindest unter Intellektuellen die Nietzsche-Idiosynkrasie fortzubestehen. Unter den Autoren kein für die geistige Szene Westdeutschlands repräsentativer Name, sieht man ab von Karl Heinz Bohrer, der aber auch schon früher sein Interesse an Nietzsche nicht verleugnet hat, oder von Ludwig Harig, der hier eher ein Außenseiter ist. Auch der Herausgeber Manthey muß eingestehen, daß viele Künstler und Intellektuelle von ihrer Beziehung zu Nietzsche nicht reden mochten. Woraus man schließen kann, daß diese Bezeichnung, außer als kritische, eben gar nicht existiert.

Warum aber dann dieses Buch, das im Sinn des Wortes »aus der Reihe tanzt«? Und das uns überdies anempfohlen wird als »Versuch zur Aneignung einer *deutschen* Tradition« (Manthey)? Denn gerade das leistet es nicht: Aneignung der Tradition. In Wirklichkeit haben wir es bei diesem merkwürdigen Buch mit einem Gewächs fremden Bodens zu tun. Welchen Bodens, das verrät das Verzeichnis der Quellen, das u.a. Michel Foucault, Jacques Lacan, Gilles Deleuze, Jean Baudrillart, Jacques Derrida zitiert, die Namen französischer Strukturalisten, Anti-Psychiater und sogenannter nouveaux philosophes. Ihre Früchte sind es, die hier gepflückt werden. Die Früchte eines regelrechten Nietzsche-Kultes, der in Frankreich, wo es nie ein Nietzsche-Trauma gab, seit dem Anfang der sechziger Jahre virulent ist und der durch den französischen Mai des Jahres 1968 seine stärksten Impulse bekam. Es handelt sich, wenn man so will, um einen Nietzsche von links, wobei allerdings festzuhalten bleibt, daß der französische Gauchismus, wie er sich im Mai '68 konstituierte, kaum et-

was mit der Neuen Linken Westdeutschlands, etwa der Kritischen Theorie, zu tun hat. Diese verleugnete nie ihre Herkunft von Hegel, Marx und Freud, während der Gauchismus — ins theoretische Konzept gefaßt — schließlich so etwas wie eine anarchistische Anthropologie hervorbrachte, die vor allem durch eine rüde Anti-Staatlichkeit charakterisiert wird (am besten nachzulesen im »Anti-Ödipus« von Gilles Deleuze und Felix Guatteri.)

Nietzsche ist von dieser Philosophenschule zum Ahnherren und Kronzeugen ernannt worden. Nicht zuletzt in seinem Namen vollzog sich der Umschwung eines beachtlichen Teils der französischen Linksintelligenz, wenn auch auf Wegen, die im Lande von Descartes und Voltaire seltsam genug anmuten und schließlich zur Verdammung des Fortschritts, der wissenschaftlichen Ratio, der klassischen Aufklärung führten, zur Absage an Marx und Freud, an den Geist der Utopie. Wissen ist Macht und darum böse — so lautet die Formel der anarchistischen Gegenaufklärer, deren ganzer Ekel vor allem zwei Wörtern gilt: Vernunft und Diskurs. Ein Philosoph wie Nietzsche, der den Vernunft-Diskurs zu Ende brachte, indem er seinen Wert in Frage stellte, mußte dieser Schule höchst willkommen sein.

Diesem französischen Nietzsche begegnen wir in dem Rowohlt-Band nun wieder, allerdings ins Deutsche zurückübersetzt. Es versteht sich von selbst, daß bei solcher Adaption Wichtiges verloren geht, weil die Voraussetzungen unvergleichbar sind. Den Theorien des Gauchismus eignet beispielsweise ein Element des Phantastischen und Poetischen, das sich vom Surrealismus herleitet und für das es kein deutsches Äquivalent gibt. Ihren sprachlichen Ausdruck finden sie weniger in Begriffen als in poetischen Metaphern, die zuweilen zum spekulativen Delirium gesteigert werden. Ihm kann der Leser sich eigentlich nur verweigern oder aber willenlos anheimgeben, dann freilich heftig euphorisiert durch den Verbal-Rausch und seine metaphorische Intensität.

Gewalttätiger Surrealismus

Den deutschen Nietzscheanern des Rowohlt-Bandes, jüngeren Leuten zwischen 24 und 39 Jahren, die offenkundig fasziniert sind vom geistig-erotischen Fluidum ihrer französischen Vordenker, will das Sprachtheater nicht ähnlich mühelos gelingen. Man ist schwerfälliger, ernster, abstrakter, deliriert im Höhenrausch der Metasprache: »Wenn das Phantasma als Utopie des Begehrens das Sprechen des Subjekts mit seiner Hermetik erstickt und die narzißtische Relation begründet, so muß es doch exkommuniziert werden, weil es die narzißtische Relation zugleich verwüstet, und damit wird es ein Problem der Moral, Platons simulacrum.« Das ist noch eine vergleichsweise leserfreundliche Stelle, der Autor Jens Schreiber treibt es zuweilen noch toller.

Aber man wird mit den neuen Nietzsche-Jüngern nicht dadurch fertig, daß man sich über ihre bis zum Exzeß getriebene Unverständlichkeit mokiert. Denn schon beim nächsten Autor begreift man viel rascher, worauf er hinaus will. Man merkt auch, wo er den Stil und den Gestus borgt. Und wie bei den Franzosen ist auch bei ihm der Tonfall fast noch aufschlußreicher als das Mitgeteilte selbst. Lesen wir also Friedrich Kittler: »(Ich) saß im Flugzeug nach Süden. Unten brannte die Erde, eine halbe Nacht lang: Ölfelder und ihre Fackeln, von Mossul bis zum Golf... Das Licht reichte, um in 'Ecco homo' zu blättern...« (Das ist, leider ganz unironisch, das Nietzsche-Pathos von Sils-Maria, in der Gletscherhöhenluft.) »... Tags darauf, unter der senkrechten Sonne, das Buch im Sand... Beim 'morgenländischen Überblick über Europa' flimmerten Meer und Buchstaben — an jenem Tag las ich nicht weiter.« Dann folgt der interessanteste Satz: »Wie die Sonne abschafft, was so als Diskurs läuft, ist also ganz einfach.« Ein junger Wissenschaftler aus Deutschland läßt Europa, das Abendland, die Wissenschaft, den »Diskurs« als Marginalien hinter sich (nicht anders vielleicht, wie sich ironisch einwenden ließe, als jeder »entfremdete«, Nietzsche-ferne Tourist am Strand der Adria). Zum Schluß die gewalttätige surrealistische Metapher: »Nur wenn einer aus Europa kommt..., muß er schon ein paar Listen und Sprengsätze erfinden, bevor abgeschafft ist, wovon er spricht.«

Hundert Jahre nach Nietzsche wird also wieder mit dem Hammer philosophiert, wobei man sich nur wundern mag, daß die neuen, klugen Nietzscheaner den Imitationszwang nicht durchschauen, dem sie erliegen. Daß sie sich selbst nicht begreifen als die Wiederkehr des Gleichen. Nietzsche wird auch für Heinrich Kutzner und Gerhard Rupp zum Propheten (Heroe und Märtyrer zugleich) einer großen Weigerung, neben dem sich Herbert Marcuse wie ein großer Jasager ausnimmt. »Die blutbeschmierte Kulturalisierungsmaschine,« schreibt Kutzner, »deren rasender Lauf sich heute 'spät kapitalistisch' beschleunigt und zugleich stockt, zerfällt (sich). So daß nun der unverdinglichte Austausch beginnen könnte...« Worin er besteht, wird leider nicht mitgeteilt. Stattdessen die Aufforderung, nach Nietzsche: »Schreibe mit Blut...« Wobei noch die Hoffnung bleibt, daß es jenes Blut ist, »das um die Öffnungen unseres Leibes kräftiger pulsiert, wenn wir uns mit anderen oder einer Nahrung vereinigen«. Daß die Blut-Metapher doppeldeutig ist, wird freimütig zugegeben.

Nietzsches »mythischer Diskurs« wird also gegen den rationalen Diskurs der Aufklärung gestellt, die Götzendämmerung der Hegel, Marx und Freud bricht an: »Das ist Klartext. Keine Rede davon, nur eine bestimmte Literatur zu verabschieden und eine andere zu beginnen; 'Ecce homo' räumt mit ihrem 'Begriff' selber auf. Eine Diskursivität wird abgeschafft. Aber auch keine andere begründet.« Das ist der entscheidende Schritt, den Nietzsche, in den Augen seiner Anhänger, über Marx und Freud hinausging: er entlarvte auch das System der Vernunft als Spielart des Wahnsinns. Genau umgekehrt ist es richtig: dieser Schritt führte zur Zerstörung der Vernunft und zum Abfall von der Geschichte.

Konsequenterweise wird Nietzsche in diesem Buch zum Philosophen der Erlösung, der das Vergessen lehrt: »Vergessen als sich selbst aufzehren, 'in sich selber fluten'«. Man sehnt sich nach »Intensität«, will rückhaltlos »authentisch« sein, will das »tödlich trennende Sprechen« des Diskurses überwinden, stammelt Wörter wie Selbstvergessen, Selbstauslöschung, Rückkehr, Nähe, Wärme, »Inzest«. Schopenhauer redivivus: Erlösung und Erotik, Erlösung von der Erotik, aber auch Erlösung durch Erotik. Eine Art metaphysischer Materialismus und Biologismus wird hier propagiert, der uns befreien soll aus dem »Sack unsere Ängste«, in den wir »eingenäht« sind. Auch Richard Wagner wird eine Erlöserrolle zugewiesen. Das Vergessen, das Nietzsche *lehrt,* mit Wagner wird es *geübt*. Er, den Nietzsche überwinden wollte, wird zu seinem Verbündeten in einem neuen Konzept von Gegenaufklärung. So verschlungen sind die Wege und Irrwege eines Denkens, das sich von der Geschichte und der dialektischen Vernunft lösen zu können glaubt.

Universelles Idyll

Daß Nietzsche dem Wahnsinn verfiel, gilt seinen Jüngern nicht als Einwand. Durchaus zu Recht. Sie sehen im Wahnsinn die Kriegserklärung des Philosophen an die Kultur, auf die diese mit »Unzurechnungsfähigkeitserklärungen ihrer Beamten« geantwortet habe. Mit anderen Worten: Widerlegt der Wahnsinn nicht Nietzsche, dann aber doch die europäische Kultur. Die Diagnose Syphilis wird zurückgewiesen (hinweg, heißt es, mit den »neuzeitlichen Biotechniken«!). In Wahrheit wurde der philosophische Dionysos von den Mänaden zerrissen.

Zwar sind wir hier weit entfernt von den monumentalen Nietzsche-Bildern unserer Großväter, aber auch dieser neue Nietzsche ist, kaum anders als der alte von Ernst Bertram, der Versuch einer Mythologie.

Allerdings kommt nicht der ganze Band so Nietzsche-trunken daher, es gibt auch einige Neben- und sogar Gegenstimmen. Hermann Schweppenhäuser etwa unternimmt einen redlichen (aber vergeblichen) Versuch, Nietzsche für die hegelianische Linke zu retten; Karl Heinz Bohrer sympathisiert in bewährter jungkonservativer Weise mit Nietzsches formalästhetischem Kunstbegriff (und sagt dabei Wichtiges und Richtiges über die Sehnsucht vieler Linker nach dem »universellen Idyll«); Norbert Bolz analysiert scharfsinnig Nietzsches Genealogie der Wissenschaft. Als einziger Autor in diesem Band wendet sich Bolz gegen den französischen Nietzsche-Kult, den er für das karnevalistische Produkt einer »philosophischen Bohème« hält: »Sie kann sich wohl auf Nietzsches Wünsche berufen, nicht aber auf seine Praxis der Erkenntnis.« Was allerdings genau gesehen, ein mehr als halbherziger Einspruch ist, haben wir es doch in diesem Buch mit einem offensichtlich nicht völlig mißverstandenen Nietzsche zu tun. Oder liegt das Mißverständnis darin, daß man sich nur auf sein Spätwerk bezieht? Die Schriften jedenfalls, von denen wirklich zu lernen wäre: die »Unzeitgemäßen Betrachtungen«, »Menschliches, Allzumenschliches«, »Die fröhliche Wissenschaft«, diese kritischen Meisterstücke eines aufklärerischen Diskurses, kommen diesem Band vollständig abhanden. Sie passen eben nicht zu jener Mythologie, mit der das Gespenst Friedrich Nietzsche in diesem Buch seine hoffentlich unzeitgemäße Wiederkehr feiert.

KUNSTKATALOG VERTRIEB
FRÖLICH & KAUFMANN

WILLDENOWSTRASSE 5, 1 BERLIN 65, TELEFON 030/465 30 50

Neu: Besuchen Sie unsere Buchhandlung in der Nationalgalerie Berlin. Alle Kataloge, der wichtigsten deutschen und internationalen Ausstellungen, liegen dort für Sie bereit.

Picasso's Picasso
Die »Erbschaftssteuer« wird ausgestellt: Picasso's Picasso im Grand Palais, Paris, 1980. Die Lieblingswerke, die Picasso für sich behalten hatte, aus allen Schaffensperioden und Techniken, erblickten erst jetzt das Licht der Ausstellungsräume.
22 x 25 cm, 500(!) Abbildungen, viele farbig, 320 Seiten, Leinen, französisch
69,00 DM **Nr. 401 002**

Salvador Dali
Retrospektive 1979/80
Der Katalog der größten Dali-Ausstellung, die bisher gezeigt wurde, ist mit 900 Abbildungen die umfassendste Bilddokumentation seines Werkes.
21 x 30 cm, 400 Seiten, 100 großformatige Farbabb. und 800 Abb. in schwarz/weiß, deutsche Ausgabe, gebunden.
Hg. Centre Pompidou.
68,00 DM **Nr. 80 504**

150 Jahre Preußische Museen Berlin, 1980
Bilder vom Menschen in der Kunst des Abendlandes
Großzügige Leihgabe von Privatsammlern und aus den bedeutendsten Museen der westlichen Welt, darunter nie zuvor in Deutschland gezeigte Kunstwerke, zusammen mit Meisterwerken aus den Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz werden für die Dauer von drei Monaten in Berlin die wohl nicht wiederkehrende Möglichkeit bieten, dem Bild des Menschen im Wandel der europäischen Kunst zu begegnen. Zur Ausstellung erscheint ein ausführlicher Katalog mit etwa 500 Seiten, Abbildungen aller ausgestellten Werke, Vergleichsabbildungen und großem Farbtafelteil. (ab 5.7. lieferbar)
ca. 43,00 DM **Nr. 17 002**

Revolution und Realismus
Revolutionäre Kunst in Deutschland 1917-1933
Vergriffener Katalog der Staatlichen Museen der DDR zum 50. Jahrestag der Gründung der Assoziation Revolutionärer Bildender Künstler Deutschlands. Einige Themen: Sozialistische Kunst im Werden, Künstler und Klassenkampf, Anfänge marxistischer Kunsttheorie und Kunstkritik, Chronologie: Revolutionäre Kunst in Deutschland 1917-33.
280 Biographien, 650 Abb., 25 farbig, 21 x 26, 460 Seiten.
Nur noch wenige Exemplare!
69,00 DM **Nr. 200 002**

Alphonse Mucha
Grand Palais Paris, 1980
Der Katalog zeigt Malerei, Illustrationen, Plakate und Kunsthandwerk des großen Jugendstilkünstlers.
16,5 x 16,5 cm, über 280 Seiten, 300 Abbildungen, davon 27 in Farbe, Leinen, gebunden, französisch
69,00 DM **Nr. 401 003**

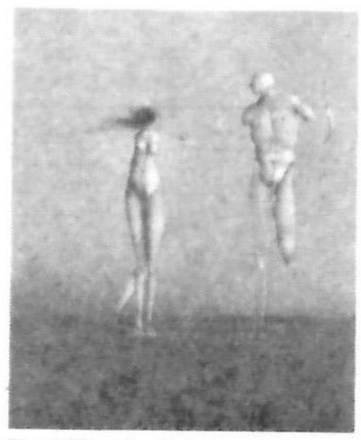
Pablo Picasso
Retrospektive New York 1980
Eine Picasso-Ausstellung der Superlative in Museum of Modern Art! Alle ausgestellten Werke werden abgebildet, außerdem zahlreiche Dokumente und Fotografien veröffentlicht. **Der Katalog ist die wichtigste Gesamtveröffentlichung über Picasso.** 800 Abb., 200 in Farbe, Großformat, deutsch **DM 98,00 Nr. 300 111**

Matisse
Oeuvres de Henri Matisse (1869 - 1954)
Mit 36 meist ganzseitigen Farbabbildungen einer der schönsten Matisse-Kataloge über seine Bilder, Skulpturen und Zeichnungen. Schwerpunkt ist die Sammlung des Musée National d'Art Moderne, Paris.
23,5 x 30 cm, 188 S., 150 Abb., Centre Georges Pompidou
45,00 DM **Nr. 400 040**

Max Liebermann in seiner Zeit
Größter Ausstellungserfolg der Nationalgalerie Berlin, 1979. Liebermanns Bilder, jahrelang kaum beachtet wurden gefeiert. Der Katalog zeigt die Vielfalt seiner Werke und die historischen Hintergründe einer Epoche. **Beim Verlag vergriffen!**
21 x 30 cm, 692 Seiten, 520 Abbildungen, 200 in Farbe, geb.
48,00 DM **Nr. 80 506**

Paula Modersohn-Becker
Zeichnungen, Pastelle
Diese ausgewählten Zeichnungen haben für ihr Werk und für die Geschichte der realistischen, modernen Malerei ausserordentliches Gewicht. Kunstverein Hamburg.
21 x 29 cm, ca. 100 Abb., 150 S.
29,80 DM **Nr. 20 108**

Robert Rauschenberg
Werke 1950-1980
Staatliche Kunsthalle Berlin, 1980. Rauschenberg — ist wohl der bekannteste bildende Künstler der westlichen Welt. Er nimmt längst den Rang eines Klassikers der neueren Moderne ein. Der großformatige Katalog enthält eine ausführliche Biografie und viele Textbeiträge über Rauschenberg.
24 x 32 cm, 397 Seiten, über 200 Abbildungen, davon 114 in Farbe, Paperback
39,00 DM **Nr. 2 003**



Paul Wunderlich
Werkverzeichnis der Lithografien 1949-71
Herausgegeben und bearbeitet von Dieter Brusberg. Sorgfälltig ausgestatteter Band mit Beiträgen von: Max Bense, H.Th. Flemming, Fritz J. Raddatz, E. Roditi, und Frank Whitford.
23 x 18,5 cm, 261 Seiten, 343 Abbildungen, davon über 100 in Farbe
48,00 DM **Nr. 30 006**

Zwischen Widerstand und Anpassung
Kunst in Deutschland 1933-1945
Der Katalog der Akademie der Künste beschäftigt sich in einem grundlegenden Essay mit der allgemein aufgestellten Antithese: Kunst im Widerstand — Nazikunst; 65 Lebensläufe und biographische Texte sowie bisher unbekannte Werke u.a. von Barlach, Dix, Felixmüller, Grieshaber, Hans und Lea Grundig, Heckel, Höch, Hofer, Kollwitz, Mammen, Nagel, Radziwill, Schlemmer.
22 x 22 cm, 270 Seiten
29,80 DM **Nr. 3 106**

Auguste Rodin - Plastiken, Zeichnungen, Graphik
»Ist das Gebotene doch so anstößig, daß wir unsere Frauen und Töchter warnen müssen, die Ausstellung zu besuchen.« — so der Originalton der Weimarischen Landeszeitung 1906. Mehr über den »Rodin-Skandal zu Weimar« und die Rodin-Rezeption im deutschen Sprachbereich steht im Katalog der Nationalgalerie der DDR, Berlin. Neueste Forschungsergebnisse und Abbildungen aus dem Bestand der Museen in Dresden, Weimar, Leipzig, Prag, Budapest und Moskau.
17 x 24, 260 Seiten, 170 Abb.
49,00 DM **Nr. 200 001**

Gustav Klimt
Henri Matisse — Zeichnungen
Matthildenhöhe Darmstadt, '70
Der Katalog schaffte erstmals einen anschaulichen Überblick über die weitgehend unbekannten Werke Gustav Klimts.
Außerdem präsentiert der Katalog 50 der besten Zeichnungen und Skizzen von Matisse.
22 x 22 cm, 164 Seiten, 250 Abb., die Zeichnungen von Klimt sind mit einem farbigen Untergrund unterlegt
20,00 DM **Nr. 61 001**

Ernst Ludwig Kirchner
Aquarelle, Zeichnungen und Druckgraphik aus dem Besitz des Städel, Frankfurt, 1980
Anläßlich des 100. Geburtstags des Künstlers hat das Städel aus ihrer Kirchner-Sammlung eine bedeutende Ausstellung zusammengestellt. Katalog mit Beiträgen von: Lothar Griesebach, Christan Lenz, Ernst Gosebruch und Louis de Marsalle.
23 x 28 cm, 131 Seiten, 90 Abb., davon 14 in Farbe
32,00 DM **Nr. 60 002**

Das polnische Plakat
1892 bis heute
Die polnische Plakatkunst ist weltberühmt. Dieser einzigartige Katalog zeigt 250 Plakate in Farbe, 50 davon ganzseitig, dokumentiert erstmals wissenschaftlich genau die Entstehung und Geschichte der Plakatkunst in Polen, vollständiges Verzeichnis aller Künstler und ihren Arbeiten. Hochschule der Künste, Berlin/Nationalmuseum Warschau
21 x 29 cm, 192 Seiten, ca. 400 Abbildungen, 250(!) in Farbe.
36.00 DM **Nr. 0 150**

Fernand Khnopff 1858-1921
Katalog zur ersten Retrospektive in der Hamburger Kunsthalle. Khnopff war ein Dandy mit mystischen Träumen, einer der ersten und der bekannteste Symbolisten. Im Mittelpunkt seiner Bilder stehen Frauengestalten als vielseitiges Symbol. 150 Werke werden im Katalog vorgestellt, Texte von W. Hofmann u. Ph. Robert-Jones
22 x 24, 274 S., 150 Abb., 24 farbig, gebundene Ausgabe
39,80 DM **Nr. 80 507**

Paris-Moskau 1900 - 1930
Zwischen zwei Zentren der Kunst wird Gemeinsames und Gegensätzliches erforscht und dokumentiert. Wie schon im Katalog Paris-New York und Paris-Berlin werden alle Bereiche künstlerischen Schaffens berücksichtigt und im Zusammenhang präsentiert. Centre Georges Pompidou, Paris.
22,5 x 29,7 cm, 600 Abb., davon 100 in Farbe, 416 Seiten, franz.
49,50 DM **Nr. 400 050**

Paris — New York
Un album
Centre Pompidou, 1977
Paul Cézanne, Henri Matisse, Henri Rousseau, Constantin Brancusi, Piet Mondrian, Christo, Claes Oldenburg, Andy Warhol, Roy Lichtenstein, Robert Rauschenberg, alles was einem spontan zu Paris und New York einfällt, ist in diesem Extrakt des großen Ausstellungskataloges versammelt. Bilder über Bilder, einige farbig, kaum Texte.
21,5 x 24 cm, ca. 120 Seiten, 180 Abb. und Fotos, franz.
18,00 DM **Nr. 400 039**

Hans Hackmack
Leben und Wirken Heinrich Voglers seit dem ersten Weltkrieg
Herausgegeben, eingeleitet und mit einem weiterführenden Literaturverzeichnis versehen von Karl-Robert Schütze, 1980.
21 x 29,5 cm, 145 Seiten, davon 12 mit faksimilierten Dokumenten, 23 Abbildungen
28,00 DM **Nr. 6 101**

Howard Kanovitz — Arbeiten 1951 bis 1978
Kanovitz ist der wichtigste Maler des amerikanischen Hyperrealismus. Umfassender Katalog zur ersten europäischen Retrospektive in der Akademie der Künste. Mit Beiträgen von Schmied, Florescu, Merkert, 22 x 22 cm, 160 Abb., teilweise farbig, 180 Seiten
35,00 DM **Nr. 3 101**

Bitte ausschneiden & einsenden an: Kunstkatalogvertrieb Frölich & Kaufmann, Willdenowstraße 5, 1000 Berlin 65

Stück	Nummer	Stichwort	Einzelpr./DM

Unsere Preise sind incl. Mwst., zuzüglich DM 3,– Versandkosten.
☐ Post/Bankscheck lege ich bei DM _____ (incl. 3,– Versand)
☐ Bitte Zusendung per Nachnahme ☐ Bitte Gesamtverzeichnis

Name, Vorname

Straße/Nummer

Postleitzahl/Ort

k

Weil nur ein toter Kommunist ein guter Kommunist ist, gilt Egon Erwin Kisch selbst bei Henri Nannen so viel, daß dieser jährlich einen »Kisch-Preis« verleiht — für Glanzstückchen aus der Bürgerpresse. Der KONKRET LITERATUR VERLAG hat keinen Preis gestiftet, sondern (in der Reihe »Bibliothek der verbrannten Bücher«) Kischs »Geschichten aus sieben Gettos«, geschrieben in der Emigration, zum ersten Mal in der Bundesrepublik veröffentlicht. Aus dem Band (203 Seiten, 28 Mark) drucken wir hier eine Geschichte ab

Fotos: Roman Vishniac

Egon Erwin Kisch

Des Parchkopfs Zähmung

Ob ich euch erzählen kann, wie das eigentlich war mit dem Börsenrat Samek, weshalb der damals plötzlich in eurer Wohnung auftauchte und bei euren Nachbarn? Ob ich's euch erzählen kann! Gewiß kann ich's euch erzählen, aber ich weiß nicht, ob es die Anderen interessiert, jene, die nicht einmal wissen, wer der Börsenrat Samek ist, geschweigedenn ... Wie? Ihr kennt seinen Namen, er sei so berühmt? Habt Ihr aber auch von Mendele Mändl gehört? Seht Ihr, von dem habt Ihr, die Ihr nicht aus Großmeseritsch seid, noch nie etwas gehört. Mich nimmt beides nicht Wunder: weder, daß Ihr den Börsenrat Samek als berühmt bezeichnet, noch daß euch Mendele Mändl unbekannt ist.

Börsenrat Samek ist ja der reichste der »Marischen« — so nennen die böhmischen Juden mit einem Unterton von Geringschätzung ihre mährischen Glaubensgenossen — er ist Inhaber der Dampfmühle »Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp.« in Großmeseritsch, hat alle Bergmanns, Neugröschls, Pacovskys und die ganze Companie aus der Mühle hinausgedrängt, die gehört ihm allein, und die Wiener Produktenbörse tanzt nach seiner Pfeife.

Mendele Mändl dagegen, Mendele Mändl ist nicht berühmt. Nur die von euch kennen ihn, die aus der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft stammen, und die hätten nie gefragt, warum Mendele Mändl in ihrer Wohnung erschienen ist.

Mendele Mändl erscheint nämlich pünktlich zu seiner Stunde in den Wohnungen, und nicht viele Untertanen des Großmeseritscher Bezirkshauptmanns werden sich, sofern sie mosaischer Konfession sind, rühmen können, daß sie Mendele Mändl mit leeren Händen aus ihrem Haus abziehen lassen.

Der Schnorrer Mendele Mändl ist in seiner Art ebenso tüchtig, wie es der Börsenrat Samek in der seinen ist, und deshalb ist auch der arme Mendele Mändl bei weitem nicht so arm, wie der reiche Börsenrat Samek reich ist. Allerdings: wenn er selbst so arm wäre, wie der Börsenrat Samek reich ist, er wäre dennoch unberühmt.

Durch Armut wird man niemals berühmt, — um berühmt zu werden, muß man eben reich sein oder etwas besonderes geleistet oder etwas erfunden haben, eine wenn auch nur unfruchtbare Sache, wie zum Beispiel jener Onan, dessen Name noch nach so viel tausend Jahren bekannt ist.

Nun aber wird es Zeit, euch darüber aufzuklären, wieso es kam, daß Börsenrat Samek damals in eurer Wohnung auftauchte, und was das mit Mendele Mändl zu tun hat.

Mendele Mändls Sohn hatte in Wien den Doktor gemacht und lebte dort als Advokaturskonzipient. In Wien wohnte auch Fräulein Ellen Samek. Sie war hingekommen, um die Schwarzwaldschule zu besuchen, wie es sich für eine höhere Tochter aus gutem, jüdischem Hause schickt, und trieb dort Mensendieck und Sport, wie es sich insbesondere für eine höhere Tochter aus gutem, jüdischem Hause schickt, die sehr korpulent ist. Neunzig Kilo wog sie, entschieden zu viel, auch für eine höhere Tochter aus gutem, jüdischem Hause. Daß ein Millionär sein einziges Kind nicht in Großmeseritsch versauern läßt, sondern die Tochter in die Großstadt schickt, damit sie tüchtig abmagere und von dort ihrem Vater einen entsprechenden Schwiegersohn heimbringe, das wird man durchaus begreiflich finden, aber die Feststellung, die ich jetzt hinzufügen will, werden viele von euch durchaus unbegreiflich finden und mir gleichzeitig den Vorwurf platter Banalität machen. Was hilft es, ich muß es aussprechen:

In Wien lernten Dr. Alfons Mändl und Fräulein Ellen Samek einander kennen und lieben.

»Halthalt«, schreit Ihr, ich habe es vorausgesehen, »wie, in Wien, einer Millionenstadt, sollen sich ausgerechnet zwei Menschen aus Großmeseritsch kennenlernen?! Warum hast du sie nicht in Großmeseritsch zusammengebracht, brauchst du denn Wien für den Fortlauf deiner Geschichte?«

Nein, ich brauche Wien nicht im geringsten für meine Geschichte. In so vielen Orten sie auch spielt, wie Ihr gleich hören werdet, diese Orte gehören ausnahmslos zur Bezirkshauptmannschaft Großmeseritsch, und Wien liegt ganz wo anders.

Meine Geschichte ist ferner gar nicht meine Geschichte, es ist die Geschichte von Ellen Samek und Dr. Alfons Mändl, respektive deren respektiven Vätern, und daß die beiden jungen Leute einander in Wien statt in Großmeseritsch kennengelernt haben, ist eine Tatsache, an der ich nichts ändern kann.

Aber — und damit gehe ich aus der Defensive in die Offensive über — aber die Tatsache, daß Ellen und Alfons ihre Bekanntschaft in Wien geschlossen haben, ist nicht nur eine zufällige Wahrheit, sondern auch die einzig mögliche Wahrheit. Wo denn hätten sie einander kennenlernen sollen? In Großmeseritsch etwa? Daß ich nicht lache! Dort, in der Enge des Raums klaffen Abgründe von astronomischen Ausmaßen zwischen der Tochter des reichsten Mannes, des Kultusvorstehers!, und dem Sohn eines armen Mannes, des Bezirksschnorrers!, — niemals kriegt sie ihn zu sehen, niemals er sie.

In Wien hingegen ist das nicht nur möglich, sondern auch selbstverständlich. Wenn man aus Großmeseritsch ist, hat man da eine ganze Menge von Freunden, mit denen man im Trebitscher Gymnasium zusammen war, diese ehemaligen Mitschüler wiederum haben Mädchen aus Boskowitz oder Göding geheiratet, allesamt die Kusinen ... kurzum, es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn Ellen Samek und Dr. Alfons Mändl einander nicht in Wien gefunden hätten. Und da es — bis dahin — nicht mit dem Teufel zuging, haben sie einander eben gefunden.

Börsenrat Samek war ahnungslos. Ellen wagte es nicht, ihm ihr Verlöbnis zu gestehen. Was Mendele Mändl anlangt, wurde er gleichfalls lange im Dunkel gelassen; an sich hätte er nichts dagegen haben können, es war eine brillante Partie, obwohl er den Börsenrat Samek, wann immer er von ihm sprach, schlankweg »den Parchkopf« nannte. Ein Parch (schriftdeutsch: Parach) ist ein Grind, aber ein Parchkopf ist keineswegs ein mit Grind behafteter Kopf, sondern — parch pro toto — ein Mann, wenn er auf einen Gruß antwortet, den Hut nicht lüftet, als hätte er einen Grind zu verbergen; in Wirklichkeit hat er keinen Grind zu verbergen, in Wirklichkeit ist er nur dünkelhaft, ein Parchkopf.

Der junge Dr. Mändl in Wien wußte, daß sein Vater den Vater seiner Braut einen Parchkopf nenne, das war wahrlich kein Grund, Mendele Mändls Nichteinwilligung zu fürchten. Mendele Mändl war für die einander Versprochenen das kleinere Übel, wurde deshalb zuerst in das Geheimnis eingezogen, und übernahm es, den anderen zukünftigen Schwiegervater zu verständigen.

Im Büro von Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp., wo er sonst von irgendeinem Buchhalter sein wöchentliches Almosen in Empfang zu nehmen pflegte, verlangte Mendele Mändl eines Tages, den Chef selbst zu sprechen. (Er sagte natürlich nicht »den Parchkopf«, sondern »den Herrn Börsenrat«.) Es handle sich diesmal nicht um eine Schnorrerei, er habe dem Herrn Börsenrat eine für diesen sehr wichtige Eröffnung zu machen.

Börsenrat Samek wurde, bei der für ihn fürwahr sehr wichtigen Eröffnung, krebsrot, er maß Mendele Mändl mit Wut und Ekel, und warf ihn hinaus.

»... warf ihn hinaus.« Das sagt sich so! Man nennt es, jemanden hinauswerfen, wenn man ihm zum Beispiel keine Antwort auf eine Frage gibt, man »wirft hinaus«, indem man einfach aufsteht und damit bedeutet, daß das Gespräch beendet ist, man »wirft hinaus«, indem man dem Besucher die Tür weist, man »wirft hinaus«, indem man ausruft: »Schauen Sie, daß Sie hinauskommen.«

Auf keine dieser Arten hat Börsenrat Samek den Mendele Mändl hinausgeworfen. Er hat ihn wirklich hinausgeworfen. Er packte, er, der Parchkopf, der sich sonst niemals durch die Berührung eines Schnorrers beschmutzte, er packte den kleinen Mendele Mändl bei beiden Schultern, schleuderte ihn gegen die Tür, riß sie auf, spuckte ihm ins Gesicht. »Schnorrer«, schrie er, »Schnorrer«, spuckte er, und stieß Mendele Mändl mit Händen und Füßen gegen die Treppe, daß Mendele Mändl hinabsauste, ein Wunder, daß er sich nicht beide Beine brach.

Nicht befriedigt davon, seinen Besucher die Treppe hinuntergestoßen zu haben, riß Börsenrat Samek das Fenster auf und befahl dem Pförtner, während Mendele Mändl japsend und bebend im Hof seine Gliedmaßen auf allfällige Brüche besah und den Speichel vom Gesicht wischte, diesen Schnorrer beim Genick zu packen und aus dem Hof zu werfen und den Hund von der Kette loszubinden, wenn sich dieser Schnorrer, dieser Schnorrer noch einmal in der Fabrik (Samek nannte seine Mühle nur »Fabrik«) zeigen sollte.

Mendele Mändl war draußen aus der Fabrik.

Er ballte die Fäuste, er knirschte:

»Parchkopf«, aber Börsenrat Samek hörte das nicht, er hatte das Fenster schon zugeschlagen, und für die Angestellten, die neugierig hinabschauten, bildete das Wort »Parchkopf« keine Sensation, sie nannten, wenn sie unter sich waren, ihren Chef ebenso.

Knall und Fall wurde nach Wien an die beiden Urheber dieses Vorfalls weitergeleitet, was sich zwischen deren beiden Urhebern, ihren Vätern, heute in Großmeseritsch abgespielt hatte.

Mendele Mändl berichtet brieflich. War Schreiben auch sonst nicht seine starke Seite, (es gibt auch Schreibschnorrer, zu denen aber gehört er nicht) so zitterte in ihm, als er seinem Sohn den Verlauf der Intervention schilderte, die Erregung dermaßen nach, daß die Buchstaben durcheinander taumelten.

Ja, Mendele Mändl war furchtbar aufgebracht. Warum? Weil er hinausgeworfen war? Die Tätigkeit eines Schnorrers verlangt, ähnlich der eines Boxers, die Fähigkeit des Angehens und die des Einsteckenkönnens. Unter dem Begriff Einsteckenkönnen ist natürlich nicht das Einstecken der Almosen gedacht, nein, Einsteckenkönnen bedeutet beim Schnorren, Beleidigungen und Erniedrigungen, einschließlich der Hinauswürfe zu ertragen. Mendele Mändl besaß diese Fähigkeit, in seinem langen Leben hatte er reichlich Gelegenheit, sie zu erwerben und zu erproben.

Daß er heute einen Hinauswurf mehr erlebt hatte, war also nicht, was ihn in Wut versetzte. Möglicherweise — das läßt sich allerdings nicht aus dem Brief ersehen, und ich gebe diese Vermutung nur als Vermutung wieder — möglicherweise kränkte er sich, weil er bespuckt und hinausgeworfen worden war, als privater Besucher, als Brautwerber für seinen Sohn, einen Doktor, einen Doktor beider Rechte, einen Doktor in Wien!

Dazu kommt noch ein anderes Motiv. Und für dieses finden sich sowohl in dem Brief als auch im weiteren Verhalten Mendele Mändls, einige Anhaltspunkte. Er fühlte sich beleidigt, weil sein Beruf beleidigt worden war, dem er so lange anhing und der es ihm ermöglicht hatte, seinen Sohn studieren und zu einem Doktor, einem Doktor beider Rechte, einem Doktor in Wien werden zu lassen. Es mag übertrieben klingen, aber es ist doch so: wenn Samek, dieser Parchkopf, ihn einen Gauner, einen Erpresser, einen Wegelagerer, ja, wenn er ihn einen *schmierigen* Schnorrer, einen *elenden* Schnorrer genannt hätte, statt ihn immer und immer wieder nur als Schnorrer schlechthin zu bezeichnen, wäre Mendele Mändl bei weitem nicht so wütend gewesen. Aus diesem Grunde schimpfte Mendele Mändl in seinem Brief auf die Methoden, mit denen Samek sein Geld erworben habe. »Das könnte ich auch,« schrieb Mendele Mändl, »das könnte ich auch, einmal in der Woche zur Körndlbörse zu fahren und die Leute zu begaunern!

Ich könnte auch im Automobil herumfahren,« schrieb Mendele Mändl, und damit hatte er recht, »ich könnte auch im Automobil herumfahren, wenn ich eines hätte. Ich habe aber kein Automobil,« schrieb Mendele Mändl, »und muß treppauf, treppab zu Fuß laufen, um mir mein Brot zu verdienen,« womit er gleichfalls recht hatte, wenngleich ihm ein Automobil gerade treppauf treppab nichts genützt hätte. »Und da kommt so ein Parchkopf daher«, schrieb Mendele Mändl, und damit hatte er unrecht, denn nicht der Parchkopf war daher — sondern Mendele Mändl war dahingekommen, — aber wir wollen die Behauptungen des Briefes und die psychologischen Gründe für des Briefschreibers Erregung nicht analysieren, wir wollen kurz und bündig sagen, was in dem Brief an Konkretem stand.

Das Konkrete war vornehmlich die Verfluchung von Samek, dem Parchkopf, bis ins zweite und dritte Geschlecht. Ihr versteht: wenn sein Alfons Sameks Tochter heiraten würde, so heirate er nicht nur eine Verfluchte, sondern werde auch verfluchte Kinder zeugen. Nicht genug daran, reizte Mendele Mändl den Sohn zur Zeugung einer sol-

chen, im Vornhinein vermaledeiten Nachkommenschaft auf, allerdings zu einer illegitimen, »mach' ihr ein Kind und lass' sie dann sitzen auf ihrem Riesentoches,« also befahl sinnlose Rachsucht dem Sohn.

Noch unwiderruflicher als die Verwünschung dreier Generationen war die Mitteilung, die Mendele Mändl in dem Brief machte. Noch heute werde er zum Advokaten gehen, um die Klage gegen Samek einzubringen, »und wenn ich mein ganzes Gerstl zustecken sollte, so werde ich keine Ruhe geben, bis der Parchkopf ins Kriminal kommt und alle Zeitungen darüber schreiben.«

Während Mendele Mändl diesen Brief schnaubte, raste Börsenrat Samek im Auto nach Wien. Ins Zimmer zu seiner Tochter tretend, sagte er: »Packe deine Sachen.« Er fragte nichts, und da auch sie nichts fragte, war alles klar.

Vater, Tochter und Koffer fuhren gemeinsam nach Hause. Die Strecke Wien—Großmeseritsch ist 190 Kilometer lang, 190 Kilometer lang wurde kein Wort gesprochen.

Arge Wochen folgten, die Mendele Mändl größtenteils beim Rechtsanwalt verbrachte, und in denen Ellen Samek zusehends abmagerte. »Zusehends« ist nicht das richtige Wort. »Erschreckend« wäre das richtige Wort. Hatten alle Abmagerungskuren, Diät und Mensendieck ihr nichts geholfen, so ging es jetzt so schnell, daß Börsenrat Samek, der diese Wirkung des Liebeskummers anfänglich nicht ohne geheimes Schmunzeln bemerkt hatte, sehr besorgt wurde.

Der herbeigeholte Arzt zerstreute die Befürchtungen keineswegs, im Gegenteil, er fand die Gewichtsverminderung abnormal, und verordnete eine Mastkur. Dieser und dem Spruch zum Trotz, daß die Zeit alles heile, wurde Ellens Zustand immer schlimmer, immer schlimmer, von den 90 Kilo Nettogewicht waren nur 68,3 da (man wog Ellen jetzt aufs Gramm genau).

Was blieb dem Börsenrat Samek, der sein einziges Kind nicht an Auszehrung sterben lassen wollte, anderes übrig, als nach Wien zu fahren, um mit einer großmütigen Geste Ellens Verlobten das väterliche Einverständnis zu gewähren. Zwar zeigte sich Dr. Alfons Mändl darüber erfreut, doch war es eine schmerzliche Art von Erfreutheit. Dr. Alfons Mändl erklärte, unmöglich könne er seinen alten Vater, der sich zeitlebens für ihn jeden Heller vom Munde abgespart hatte, vor den Kopf stoßen, unmöglich sich dessen Willen widersetzen. Er fürchte des Vaters Starrköpfigkeit, der sicherlich selbst im Falle einer Heirat von dem Prozeß nicht Abstand nehmen, vor keinem Skandal zurückschrecken werde.

Mit großer Wärme, aber ohne große Hoffnung versprach Mändl junior, nochmals zu seinem Vater zu fahren, ließ aber darüber keine Zweifel aufkommen, daß er ohne dessen Einwilligung nicht zu heiraten wage.

Mendele Mändl blieb unerbittlich und ließ Alfons, seinen Sohn und Doktor beider Rechte, unverrichteter Dinge abreisen. Ellen wog 53,4. Börsenrat Samek, der Parchkopf, mußte sich bequemen, Mendele Mändl aufzusuchen. Der legte los, aber Börsenrat Samek hörte des Gemeindeschnorrers Toben mit Himmelsgeduld an.

»Nun gut. Und welches sind Ihre Bedingungen, Herr Mändl? »Meine Bedingungen?« rief Mendele Mändl, und ein triumphierendes Funkeln in seinen Augen verriet, wie sehr er seit seinem Hinauswurf diese Frage ersehnt, und daß er sich auf ihre Beantwortung vorbereitet hatte. »Meine Bedingungen wollen Sie wissen?«

»Ja.«

»Ich hab' nur *eine* Bedingung. Wollen Sie sie wissen?«

»Ja.«

»Meine Bedingung ist: daß Sie einen Tag lang schnorren gehn, wie ich es machen muß seit vierzig Jahren, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends. Wenn Sie zwischen Großmeseritsch und Goltsch-Jenikau einen Tag lang schnorren werden, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends, kriegt Ihre Tochter meinen Sohn, den Doktor. Sonst nicht, das schwör' ich beim Leben von Alfons.«

Das war zuviel. Börsenrat Samek, so sehr er sich vorgenommen hatte, auf alles einzugehen, wandte sich brüsk um und ging.

Erst beim Stand von 46,1 Kilo suchte er von neuem Mendele Mändl auf und erklärte: »Ich bin einverstanden.»

Am nächsten Tag fand jener Gang statt, nach dessen Sinn Ihr gefragt habt, — Ihr seid nicht die ersten, die danach fragen; die Bewohner der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft ergingen sich über diesen Gang des Börsenrats Samek in Vermutungen, als schon der Weltkrieg wahrlich genug anderen Gespächsstoff bot. Pünktlich um acht Uhr morgens trat Börsenrat Samek an. Mendele Mändl begleitete ihn, um ihn zu kontrollieren. Er bezeichnete ihm die Häuser, wo Juden wohnten, und die nun der neue Schnorrer »machen« sollte.

Wie ein Zuhälter, der darauf aufpaßt, ob seine Geliebte ihrem Geschäft auch wirklich mit Eifer nachgeht, lauerte Mendele Mändl immer an der nächsten Ecke, daß der Parchkopf keines der Häuser auslasse.

Wohl oder übel mußte Börsenrat Samek eintreten. Der Hausherr, devot, entschuldigte sich, daß die Wohnung noch nicht aufgeräumt sei, aber Samek, noch devoter, unterbrach die Entschuldigung mit den Worten, er komme schnorren. Zuerst verstand der Hausherr nicht, lächelte, glaubte an einen Witz, aber der Schnorrer Samek begann — so war er von Mendele Mändl instruiert — in bewegten Lügen sein Leid zu klagen. Pleite sei die Mühle, alles beschlagnahmt, er habe keinen Bissen Brot mehr für sich und, hier hatte Samek Tränen zu vergießen, für seine Tochter. Jede Gabe sei ihm recht, »schenken Sie mir, bitte, ein paar Sechserl, Gott wird es Ihnen lohnen.«

So so? Jetzt ging's los. Anfragen und Anklagen erhoben sich gegen den Börsenrat, daß er hätte in den Boden versinken mögen, wäre das nicht der Vereinbarung zuwidergelaufen.

»So, so? Sind Sie jetzt endlich ein Schnorrer? Hätten Sie mir vielleicht etwas gegeben, wenn ich zu Ihnen gekommen wäre, als Sie noch reich waren? Nicht einmal vorgelassen hätten Sie mich! Sie haben mir die Kultussteuer erhöht, weil meine Frau bei einer Brünner Schneiderin arbeiten läßt. 'Soll sich Ihre Frau die Toiletten in Großmeseritsch machen lassen,' haben Sie gesagt, als ich gegen die Steuererhöhung rekurrierte. Nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so war ich lebe.«

In jedem Haus, das der Adept der Schnorrerei »machte«, bekam er andere Vorwürfe zu hören, nur der Refrain war immer der gleiche: nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so wahr ich lebe. »Jedes Frühjahr borge ich den Bauern Geld für die Feldarbeiten und mache mir Sorgen, ob ich es

zurückkriegen werde, — aber im Sommer, natürlich nur wenn die Getreidepreise hoch stehen, kommt sich der Herr Börsenrat Samek gegangen mit seinen gebügelten Hosen, und gibt dem Bauer Geld, daß er mir den Vorschuß zurückzahlen kann, und kauft die Ernte selber. Nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so war ich lebe.«

Also schworen sie, aber wenn sie diesen Schwur nicht selbst mit einem Griff in die Tasche begleiteten und dem verhaßten Samek ein Geldstück hinwarfen, so gab die Hausfrau das Almosen, um einerseits den Gatten nicht meineidig werden zu lassen, andererseits weil ihr ein verarmter Fabrikant weit mehr des Mitleids wert schien, als ein geborener Schnorrer. So wird es auch bei euch gewesen sein und bei euren Nachbarn, als Börsenrat Samek damals in eure Wohnung kam.

Nach und nach stumpfte Samek ab, empfand es nicht mehr so schmerzlich, wenn der Angeschnorrte ihn beschimpfte. Dennoch wurde Samek blaß, als er in Jeslowitz vor Max Pacovsky stand. Max Pacovsky war der Bruder eines früheren Mitinhabers von »Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp.«, er war fast dreißig Jahre in der Mühle tätig gewesen, davon zehn Jahre lang, nachdem sein Bruder schon aus der Firma herausgebissen worden und der Börsenrat Samek der Alleininhaber war. Eines Tages aber hatte Börsenrat Samek den Max Pacovsky grundlos und fristlos entlassen, um ein Protektionskind an seine Stelle zu setzen.

Max Pacovsky sagte: »Ich verachte Sie, weil Sie ein gemeiner Ausbeuter sind. Ich hätte damals gerne mein letztes Geld geopfert, um Sie zu verklagen, aber ich habe gewußt, daß es einem reichen Mann nichts schadet, wenn man ihn verklagt.«

»Jetzt bin ich ein armer Mann, Herr Pacovsky. Schenken Sie mir, bitte, ein paar Sechserl, Gott wird es Ihnen lohnen.«

»Ich schenke Ihnen keinen Neukreuzer. Aber ich leihe Ihnen zehn Kronen zu fünf Prozent. Da haben Sie das Geld, schreiben Sie mir eine Quittung.«

»Ich kann mir nichts ausborgen, Herr Pacovsky, ich kann es Ihnen ja nicht zurückgeben. Schenken Sie mir etwas, ich bin ein Schnorrer.«

»Sie sind kein Schnorrer. Ein reicher Mann wird kein Schnorrer in dieser Welt, die Gauner lassen einander nicht fallen, und die Gauner haben das Geld. Erst wenn man einmal *allen* Gaunern das Geld weggenommen haben wird, dann werden Sie ein Schnorrer sein.« Unter anderen Umständen hätte Börsenrat Samek dem Max Pacovsky diese umstürzlerischen Reden schön eingesalzen, als Schnorrer aber durfte er nichts erwidern, als Schnorrer durfte er nur das Geld nehmen und die Quittung unterschreiben, und schon das war eigentlich mehr, als er als Schnorrer tun durfte.

Wenn ein Dorf »gemacht« war, traf Börsenrat Samek an der Peripherie Mendele Mändl und der zog mit ihm zum nächsten. Ihn interessierte, wieviel Samek in dem und jenem Haus bekommen habe, und wiederholt schüttelte er anerkennend den Kopf: »Mehr als *ich* dort verdiene.«

»Wieviel pflegen Sie denn zu kriegen auf der Strecke, die wir jetzt gemacht haben, Herr Mändl?«

»In Brennporitschen verdien' ich ungefähr drei Kronen, in Budwitz vierfünfzig, in Baritsch zwei, in Tscheboschitz auch zwei, das macht so neun bis zehn Kronen. Und wieviel haben Sie?«

Börsenrat Samek machte Bilanz: er hatte 24 Kronen und 70 Heller eingenommen, davon waren allerdings zehn Kronen nur geliehen, das Geld von Max Pacovsky.

Sie gingen weiter. Schlechte Wege führen zwischen den mährischen Dörfern, insbesondere im Bereich der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft. Samek mußte oft ausruhen, und Mendele Mändl wartete willfährig. »Im Automobil fährt sich's besser, was?« spottete er nur. Der Vormittag verging, der heiße Mittag, die ersten Nachmittagsstunden, das Dorf Libschitz hatten sie hinter sich, 27 Kronen 30 Heller, beschämend erworbenes Geld klimperte in Börsenrat Sameks Tasche, aber Goltsch-Jenikau liegt nahe, in einer Stunde wird es sechs Uhr sein, und dann ist die Prüfung vorbei.

Sie gehen den Hügel von Libschitz hinauf gegen Goltsch-Jenikau, es ist doch weiter, als man gedacht hat, der Weg ist steiler, als man gedacht hat, die Beine sind müde geworden.

Endlich sehen Samek und Mändl Goltsch-Jenikau zu ihren Füßen, eine Stadt, wo wohlhabende und wohltätige Juden wohnen, die Kirchturmuhr schlägt halbsechs, im Abendwind bewegt sich das Kornfeld und riecht nach weißem, geflochtenem Samstagsbrot.

Mendele Mändl bleibt stehen, schöpft tief Atem: »Mechutn«, sagt er, und »Mechutn« ist die Anrede eines Vaters an den Schwiegervater seines Kindes. »Mechutn«, sagt er und streckt seine Rechte dem Mann entgegen, der ihn gedemütigt hatte und den nun er gedemütigt hat. Mit Rührung in der Stimme fügt er hinzu: »Wir gehen jetzt nachhaus', und unsere Kinder sollen heiraten und glücklich sein.«

Börsenrat Samek ergreift die dargebotene Hand und schüttelt sie. Dann zieht er die Uhr aus der Tasche, überlegt ein Weilchen und schlägt vor:

»Goltsch-Jenikau könnten wir wirklich noch machen.«

Foto: dpa

Die Meinungsforscherin und ihr Marinerichter: Noelle-Neumann, Filbinger

Rudel, Schwärme und Haufen

Von Ulrich Clement

Wissenschaft aus Allensbach oder: Die Welt als Wille und Vorstellung

»ELISABETH, wie soll ich Sie jetzt noch verteidigen?!« ruft der »Zeit«-Verleger Gerd Bucerius seiner Kameradin zu: Elisabeth Noelle-Neumann enthüllt am Wahlsonntagabend 1965 ihre Wahlprognose, die ganz anders aussieht als zwei Wochen vorher — Ergebnis eines »last-minute-Swing«, zu dem die öffentliche Meinung grad noch vor der Wahl getanzt hatte, um dann zur CDU-Mehrheit zu führen. Bucerius wird sich weiter fragen: Frau Professor hat ein neues Buch veröffentlicht — »die Schweigespirale«.

Sorge zerfurcht die Stirn der Allensbacherin, die schon seit 1947 mit ihrem Demoskop in der Bevölkerung herumstochert. Sorge um den Bürger und seine Mündigkeit. Denn ein Gespenst geht um in Allensbach, das Gespenst der öffentlichen Meinung. Gemessen wird es dort am laufenden Band, aber was es ist, darüber rätselt die Chefin selbst. »Unser Verständnis hinkt weit hinter unseren Messungen zurück« sagt sie im ersten Kapitel — und es hinkt bis zum letzten hinterher. So geht's, wenn man erst etwas mißt, dann überlegt, was es sein könnte, und schließlich nicht ganz sicher ist, ob die Stimme des Volkes die Stimme Gottes ist oder noch nicht.

Die Schweigespirale, das geht so: Es gibt Bürger, die haben eine Meinung, sind zum Beispiel 1972 für die Ostpolitik der SPD/FDP-Koalition. Dann gibt es andere Bürger, die sind dagegen. Zahlenmäßig sind beide etwa gleich stark, aber die einen sind begeistert, überzeugt, tragen Plaketten, reden. Die andern schweigen. Das führt dazu, daß die einen in der öffentlichen Diskussion dominieren, die andern fast verschwinden, »mundtot« sind. Denn »so allein wie 1971... mit dem CDU-Abzeichen will niemand sein, so allein, daß die Augen der Nachbarn im Treppenhaus ausweichen, oder die Arbeitskollegen den Platz neben einem frei lassen...« Es ist schon schwer, in diesem Lande mit der schüchternen CDU zu sympathisieren.

Wohlgemerkt: Es geht Frau Noelle-Neumann nicht um die Meinungsbildung, sondern um die Meinungsäußerung, also darum, ob einer das sagt, was er denkt. Diese Zweiteilung ist umwerfend: Da ist die Innenwelt privater Willensbildung, autonom und individuell. Und draußen gibt es ein Klima, das öffentliche Meinungsklima, das die zarte Pflanze erblühen oder verwelken läßt. Denn »der Mensch ist furchtsam und vorsichtig«, seine Angst vor Isolation — Ursache der Schweigespirale — läßt ihn angstvoll das Klima erfühlen mit seinem »quasistatistischen Organ«, sensibel für das, was in und out ist.

Dabei ist der Mensch nicht allein, Wölfe, Karpfen und Ameisen haben mit ihrer persönlichen Willensbildung ähnliche Mühe, und sie führen Elisabeth Noelle-Neumann

angesichts des Rudel-, Schwarm- und Haufenverhaltens zu der Frage, ob »wir uns eine Fiktion von kritisch urteilender 'öffentlicher Meinung' zurechtlegen, weil die wirklichen Kräfte, die eine menschliche Gesellschaft zusammenhalten können, sich mit unserem Ich-Ideal nicht vertrügen?« Es ist nur konsequent: Nach den Ameisen berichtet sie über Jagdgebräuche der Pygmäen am Kongo,

Auch ein Zitat von Elisabeth Nölle:

Doch die durch die Massenbefragungen einmal eröffnete Aussicht, in die Gedanken, Gewohnheiten und Stimmungen einer beliebig großen anonymen Menge Menschen einzudringen, erscheint in unserem Zeitalter des Zusammenschlusses der Menschen zu gewaltigen Massen oder organischen Volkskörpern als ein so echter Gewinn, daß es fast wie eine Verpflichtung scheint, auch unter europäischen, insbesondere deutschen Verhältnissen den Gedanken der Massenbefragungen in irgendeiner Form auszuwerten.

Daß das unter ganz anderen Vorzeichen als in den Vereinigten Staaten zu geschehen hätte, ergibt sich aus der deutschen Auffassung vom Wesen der öffentlichen Meinung, nach der, in den Worten des Reichsministers Dr. Goebbels, die öffentliche Meinung »*zum größten Teil das Ergebnis einer willensmäßigen Beeinflussung ist*« ... Bei der Übernahme der Leitung des neu geschaffenen Propagandaministeriums sagte Dr. Goebbels: »*Das Volk soll sich nicht mehr selbst überlassen werden — die Regierung soll nicht mehr wie bisher zum Volke abgeschlossen sein ... in dem neuen Ministerium ist geradezu ein Verbindungsmann zwischen Regierung und Volk zu erblicken ... Das Volk soll anfangen, einheitlich zu denken, einheitlich zu reagieren, und sich der Regierung mit ganzer Sympathie zur Verfügung zu stellen ...*« Bei der Erfüllung dieser Aufgaben wäre ein zuverlässiges System der Massenbefragung nicht nur wertvoll als eine Kontrolle der eigenen Wirksamkeit, sondern auch als ein Hilfsmittel der Einfühlung in das wahre Wesen des Geführten.

Elisabeth Noelle: »Meinungs- und Massenforschung in den U.S.A. Umfragen über Politik und Presse«, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/Main, 1940

dann über den Sturm auf die Bastille. Alles Erscheinungen einer Psychologie der Massen, die dem Individuum so viel Arg antun. Und das liegt im Gehirn, denn dort, »so sagen moderne Gehirnforscher, gibt es eine bestimmte Zone, die die Beziehung zwischen dem Ich und der Außenwelt überwacht.«

Mit solchen Ausflügen in die Staatslehre, Tierwelt, Völkerkunde und Sozialpsychologie bereitet Frau Noelle-Neumann auf 220 Seiten vor, worum es ihr im Wahljahr 1980 geht: um die Untaten der Journalisten am deutschen Wähler. Denn die haben die CDU/CSU schon 1976 um ihren Wahlsieg betrogen. Im Frühjahr 1976 — die Professorin studiert die Computertabellen auf ihrem Granittisch im Tessin — stellt sie eine Verschlechterung des Meinungsklimas für die CDU/CSU fest. Sie forscht nach, und siehe: die Veränderung kommt durch die zustande, die viel fernsehen.

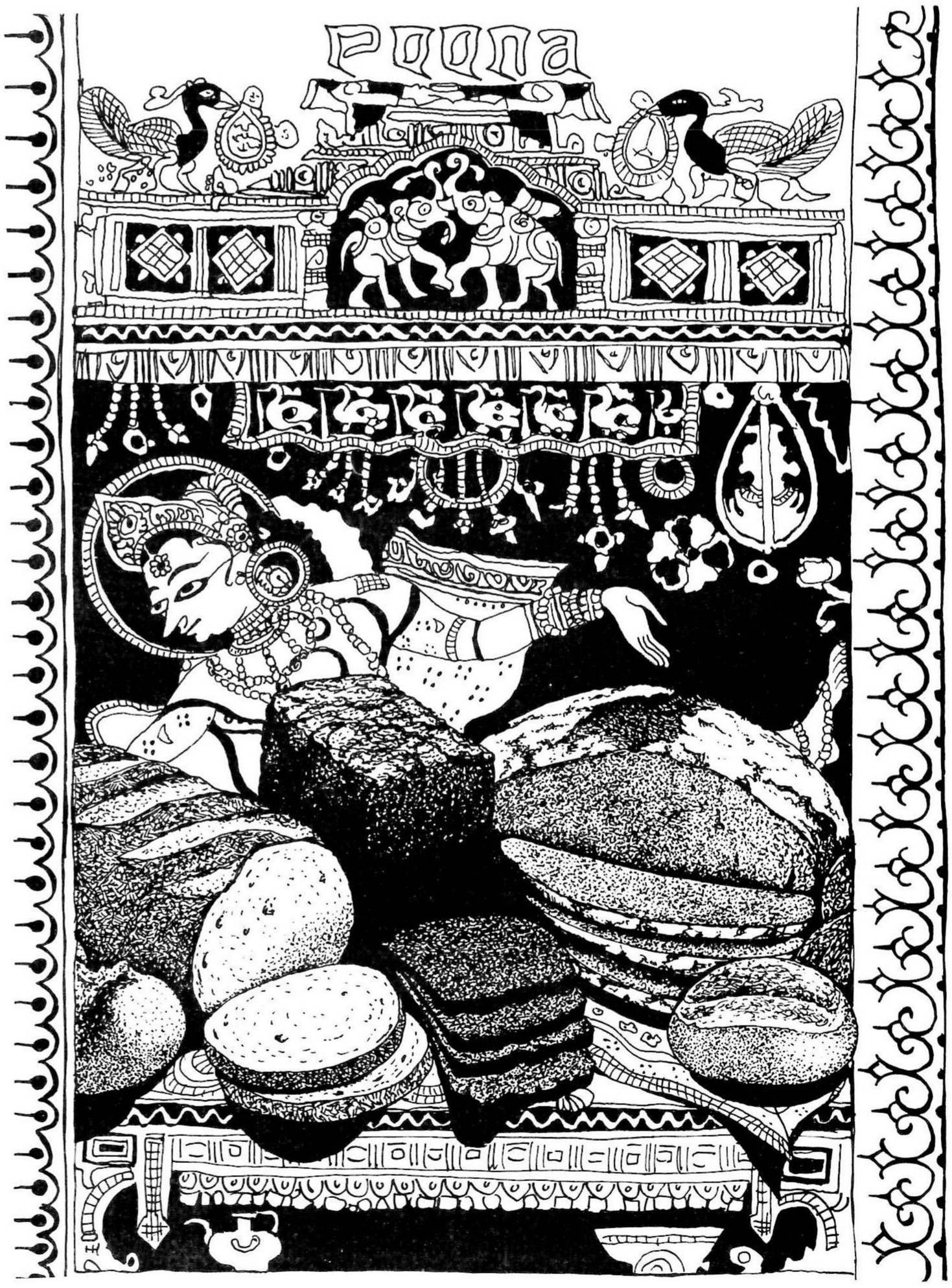
Und bei den Fernsehjournalisten — das bestätigt auch ihr Parteifreund und Kritiker Franz Alt in einer Entgegnung — sind Koalitionssympathisanten in der Mehrheit, anders als in der Bevölkerung, wo das Verhältnis ausgewogen ist. Und diese Journalisten zeichnen die Welt nach ihrem Bilde. Etwa so: Bei Interviews, die der Noelle-Schüler Kepplinger auswertet, zeigen die Journalisten bei CDU/CSU-Politikern 80 mal Angriff, 58 mal Verteidigung, bei SPD-Politikern dagegen 63 mal Angriff, 62 mal Verteidigung. Oder: Schmidt wird 31 mal in der ungünstigen Frosch- oder Vogelperspektive gezeigt, Kohl 55 mal.

Man mag noch nachsichtig sein, wenn bei Noelle-Neumanns Privatkrieg mit dem Fernsehen die Presse, bei der die Parteienproporze völlig anders aussehen (nämlich 80:20 für die CDU), überhaupt nicht erwähnt wird. Aber ein Buch von 300 Seiten zu schreiben, das Öffentlichkeit als bedrohlichqualligen Äther in der Verfügung von ARD- und ZDF-Journalisten darstellt, das mit einer biologistisch-vorgestrigen Massenpsychologie politische Bewußtseinsbildung erklären will und bürgerliche Tugenden zur menschlichen Natur verklärt, das ist eine Erregung öffentlichen Ärgernisses. »Wer an der öffentlichen Meinung leidet, leidet an der Empfindlichkeit seiner sozialen Haut.« Frau Noelle-Neumann leidet am Fernsehen und an der sozialliberalen Regierung. Ihre soziale Haut juckt. Sie kratzt ein Buch zusammen und nennt das Wissenschaft. Elisabeth, wie soll ich Sie jetzt noch verteidigen?

Elisabeth Noelle-Neumann: Die Schweigespirale, Piper-Verlag 1980, 29,80 Mark

Backwa'n aus Poona

Von Henning Venske (Idee) **und Rainer Hachfeld** (Realisation)



Die uneinnehmbare Festung

*Walter Boehlich über das Moskauer Tagebuch des Walter Benjamin**

Zu Walter Benjamins auffälligen Eigenschaften gehört seine Unrast, die man wohl als ständigen Versuch verstehen muß, den Bedingungen, unter denen er glücklich nicht sein konnte, zu entfliehen, anderswo zu suchen, was so etwas wie Glück wäre. Er reist und reist, immer voller Neugier, nie gleichgültig, ein glänzender Beobachter, der auch noch aus dem verzweifelten Willen zur Ablenkung Produktivität herauszupressen vermag. Was immer er jeweils findet, Glück ist es bestimmt nicht, kaum einmal augenblicksweise.

Im Winter 1926, nach wie vor unter dem Druck der gescheiterten Habilitation, der immer wieder enttäuschten Hoffnung, seine Schriften gedruckt zu sehen, ohne irgendeine Sicherheit der Existenz, reist er nach Moskau. Zwar wird demnächst seine Proust-Übersetzung erscheinen, zwar soll bald die »Einbahnstraße« erscheinen — in Wirklichkeit vergehen noch weitere 14 Monate, ehe er das erste Exemplar in den Händen hält —, aber alles andere sind Spekulationen, mit denen er sich selbst Mut macht wie das Kind im dunklen Walde.

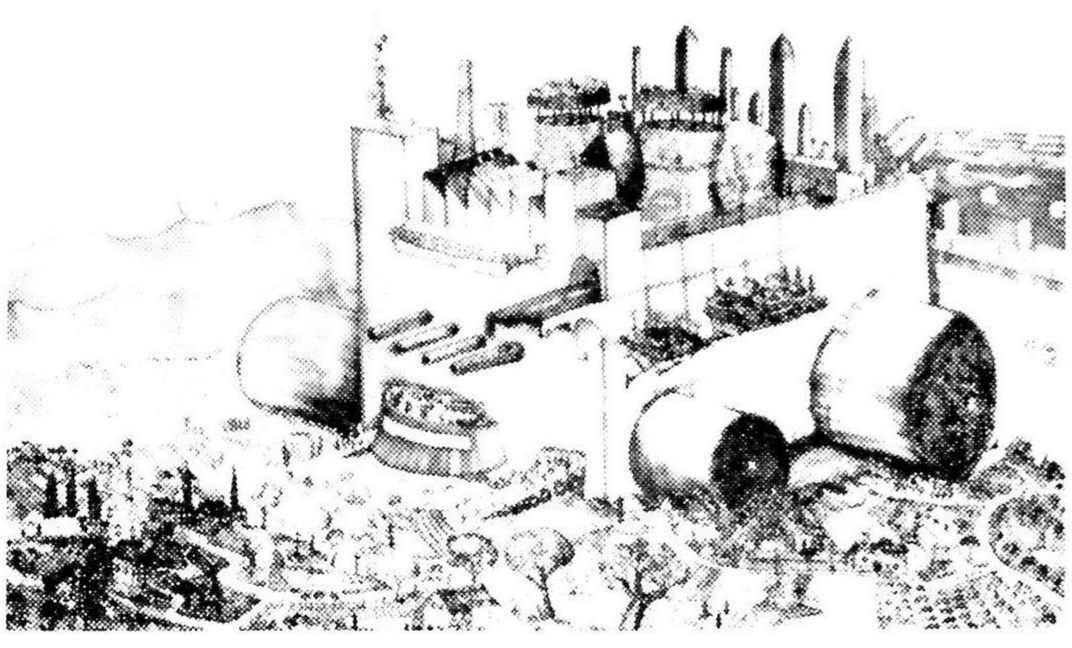
Die Reise nach Moskau wird mit Vorschüssen auf künftige Arbeiten — erwünschten Ergebnissen eben dieser Reise — finanziert, und, damit nach der Rückkehr Material vorhanden sei, aus dem er schöpfen könne, schreibt Benjamin ein Tagebuch in der Absicht, es später auszuschlachten. Aber dieses Tagebuch wird von Beginn an zu etwas anderem, zu mehr nämlich, insofern es nicht nur enthält, was sich später würde verwerten lassen, sondern sorgfältig und selbstquälerisch das festhält, was Benjamin keiner Öffentlichkeit hätte anvertrauen wollen. Während Benjamins Briefe je nach dem Partner Tatsachen oder Wahrheiten allenfalls andeuten, oft aber verhüllen, nur das preisgeben, was den Empfänger für den Absender einnehmen könnte, ist dieses Tagebuch so schonungslos und so offen wie nichts sonst, was wir von seinem Schreiber kennen. Ich will nicht sagen, daß es ein ungewöhnliches, vielleicht sogar skandalisierendes Tagebuch wäre — da kennen wir ganz andere —, es erhält diesen Charakter nur durch die sonstige Verschlossenheit Benjamins. Wie er selbst sich diesem Tagebuch gegenüber verhielt, zeigt ein Brief an Hugo von Hofmannsthal, der berichtet, er, Benjamin, sei damit beschäftigt gewesen, seinem Moskauer Tagebuch »die Dinge zu entnehmen, die der Mitteilung fähig sind«.

Vierzig Jahre nach seinem Tode entfallen gewiß viele Hemmungen, uns das, was Benjamin der Mitteilung nicht für fähig hielt, dennoch zugänglich zu machen. Ein Stück Verrat wird immer dabei bleiben. Nicht, daß Benjamin durch diese Veröffentlichung bloßgestellt würde — er erscheint nur, wie jeder andere auch erschiene, den eine unglückliche Liebe an den Rand der Selbstzerstörung bringt. Das Bild, das wir von dem Autor Benjamin haben, bleibt davon gänzlich unberührt, und sein »Intimleben«, das geht uns auch nach so langer Zeit kaum etwas an.

Die unglückliche Liebe, man weiß das längst, war die Lettin Asja Lacis, der die »Einbahnstraße« gewidmet ist. Ihretwegen ist er nach Moskau gefahren. Er hatte sie in Capri kennengelernt und sie in Berlin wiedergesehen. Er verband Hoffnungen mit ihr, sehr verzweifelte Hoffnungen. Er selbst war damals noch verheiratet, er wußte, daß Asja Lacis mit dem Regisseur Bernard Reich zusammenlebte, er wußte, daß sie krank und in einem Sanatorium war, aber er fand sich selbst gegenüber den Vorwand, trotz alledem doch zu ihr zu fahren. Dieser Vorwand war die Aussicht, den Goethe-Artikel für die Sowjet-Enzyklopädie schreiben zu können, obgleich er selbst doch eine »göttliche Frechheit« in der Annahme dieses Auftrages sah. Nun war allerdings ein Zusammenhang zwischen diesem Auftrag und der Person Asja Lacis herzustellen. Würde er diesen Artikel schreiben, so würde er an ihm die Möglichkeiten materialistischer Literaturkritik erproben oder beweisen müssen, mit anderen Worten, sich als der Marxist zeigen müssen, den Asja Lacis gern aus ihm gemacht hätte. Sie wollte, daß er Stellung bezöge, der KP beiträte. Was in Capri geschehen ist, hat Asja Lacis folgendermaßen geschildert: »Ich fragte, wenn er so radikal denkt, warum ist er nicht in der Partei? Er schwieg, dann sagte er, er lese Lukács. Ich antwortete, daß das zu wenig ist, und er muß den Marx studieren.« Den Marx hatte Benjamin in den vergangenen beiden Jahren gewiß nicht studiert, und in die Partei war er auch nicht eingetreten,

*Walter Benjamin: Moskauer Tagebuch, Edition Suhrkamp, Neue Folge

„Der Moloch" Kupferätzung mit Aquatinta und Kaltnadel
Von George Menelaos Nassos



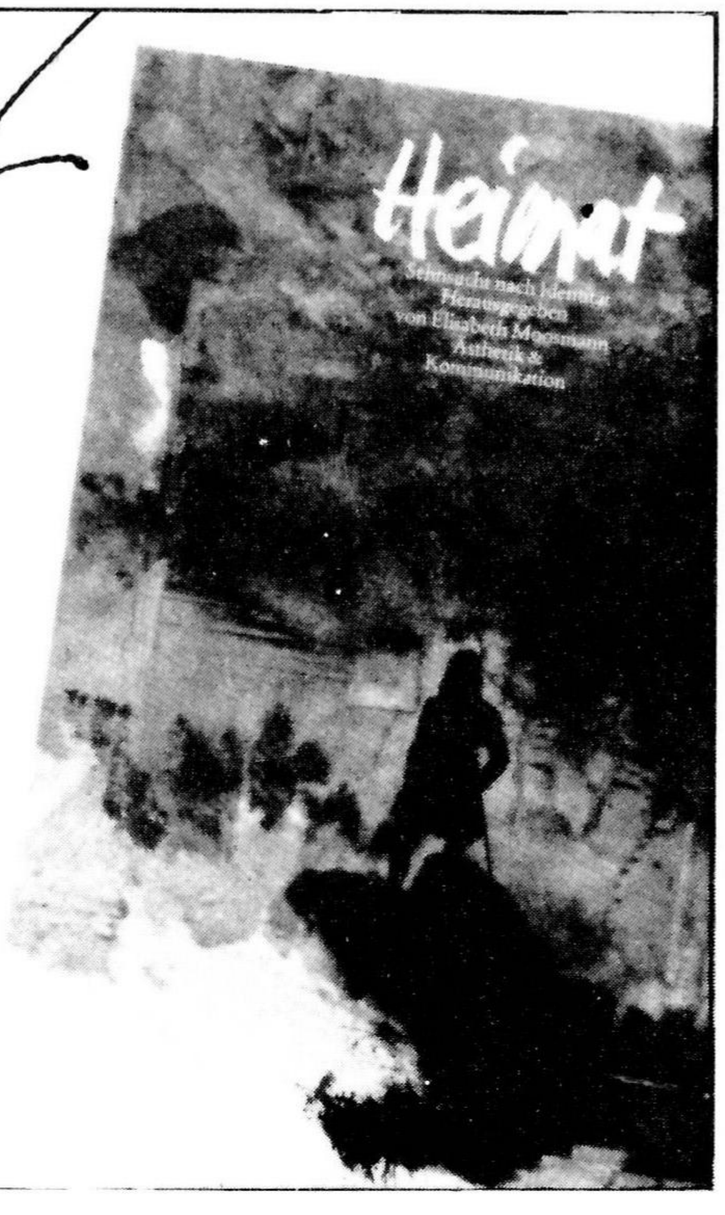
Auflage 60 Stück, auf 250 gr. Bütten in Sepia. Jedes Stück vom Künstler numeriert und signiert. Plattengröße 49 x 67 cm. 155.- DM incl. Versand.
Bestellungen bei George Menelaos Nassos, Stetterweg 3,
7024 Bernhausen, Tel. 0711/704627
Zahlung bitte per der Bestellung beigelgtem Verrechnungsscheck oder per Nachnahme.

Neu im Buchhandel

Heimat -
Sehnsucht nach
Identitat
24o S.,25.oo DM

Asthetik &
Kommunikation,
Mehringhof,
Gneisenaustraße
1 Berlin 61

Herausgegeben
von Elisabeth
Moosmann
mit Beitragen
von Herrmann
Bausinger,
Peter O.
Chotjewitz,
Hans Karl
Filbinger,
Albert
Herrenknecht,
Jürgen
Lodemann,
Gunter
Markscheffel,
Walter
Moßmann,
Pierre
Pflimlin
u.a.



aber die materialistische Literaturkritik, ihre Möglichkeit wenigstens, beunruhigte ihn weiter.

In Moskau also würde sich allerlei klären lassen: sein Verhältnis zu Asja Lacis, seine durch Augenschein der sowjetischen Wirklichkeit kontrollierte Stellung zur Partei und die Möglichkeit, an Goethe ein Modell marxistischer Analyse zu erproben. Und dann, wenn die Sowjetunion wäre, was sie vielleicht sein könnte, welche neuen, auch ökonomischen Möglichkeiten für ihn! Nicht nur der eine Artikel für die Enzyklopädie, sondern viele, eine Tätigkeit als Korrespondent russischer Zeitungen in Europa, Hoffnungen, Hoffnungen, lauter Kaninchen in einem zauberhaften Zylinder, aus dem dann ganz anderes herauskam.

Asja Lacis kam ihm wenig entgegen, sie war gereizt, er war meist ermüdet, sie zankten sich, wie sie sich immer zankten, wenn sie einander sahen, sie machten einander Vorwürfe, er hielt sie für linientreu, was sie ganz und gar nicht war — später hat sie viele Jahre in einem Stalinschen Lager verbringen müssen —, sie hielt ihn für unentschlossen, und das war er tatsächlich. Wo das Tagebuch nicht Fundstelle für seine späteren Artikel geworden ist, zupft es das alte Muster: sie liebt mich, sie liebt mich nicht, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht, sie liebt mich... In ihrem Erinnerungsbuch hat Asja Lacis die Moskauer Monate ein wenig anders dargestellt. Da ist nun Benjamins Tagebuch eine notwendige Korrektur — aber, liegt so viel daran?

Mehr schon ergibt sich aus dem unauflösbaren Durcheinander und Miteinander von Politik, Kritik und »Innenleben«. Moskau erscheint Walter Benjamin als uneinnehmbare Festung. Er kann kein Russisch, er ist ständig auf fremde Vermittlung angewiesen, ob er nun ins Museum, ins Theater, in die Akademie, den Schriftstellerverband, eine Fabrik, ein Geschäft, oder wohin sonst geht. Wenn er wiederkäme, würde er Russisch können. Aber wird er wiederkommen, soll er wiederkommen? Wenn Asja es will. Will sie es? Es ist zum Verzweifeln, aber wie verzweifelt Benjamin auch ist, ohne Hoffnung, ohne Selbstbetrug mag er nicht leben. Also deutet er möglichst viel zu seinen Gunsten. »Ich bin«, schreibt er, »vor eine fast uneinnehmbare Festung geraten. Allerdings sage ich mir, daß schon mein Erscheinen vor dieser Festung, Moskau, einen ersten Erfolg bedeutet. Aber jeder weitere, entscheidende scheint fast unüberwindlich schwierig. Reichs Position ist stark...« Obwohl diese Worte über Reichs Position sich auf dessen Stellung in Moskau zu beziehen scheinen, haben sie auch mit Reichs Verhältnis zu Asja Lacis zu tun. (Die beiden haben später geheiratet.)

Asja Lacis ist mit Moskau identisch, die Festung, die Benjamin belagert, ist auch Asja Lacis; wäre die Festung Asja Lacis einnehmbar, dann wäre wohl auch Moskau einnehmbar, also wird das Ergebnis seines Moskauer Aufenthaltes davon abhängen, wie sein Verhältnis zu Asja Lacis sich gestaltet. Weist sie ihn zurück, dann wird auch Moskau, womöglich sogar die Partei ihn zurückgewiesen haben. Kann man die Festung durch unschuldige Listen einnehmen? Durch kleine, immer neue Geschenke? Man

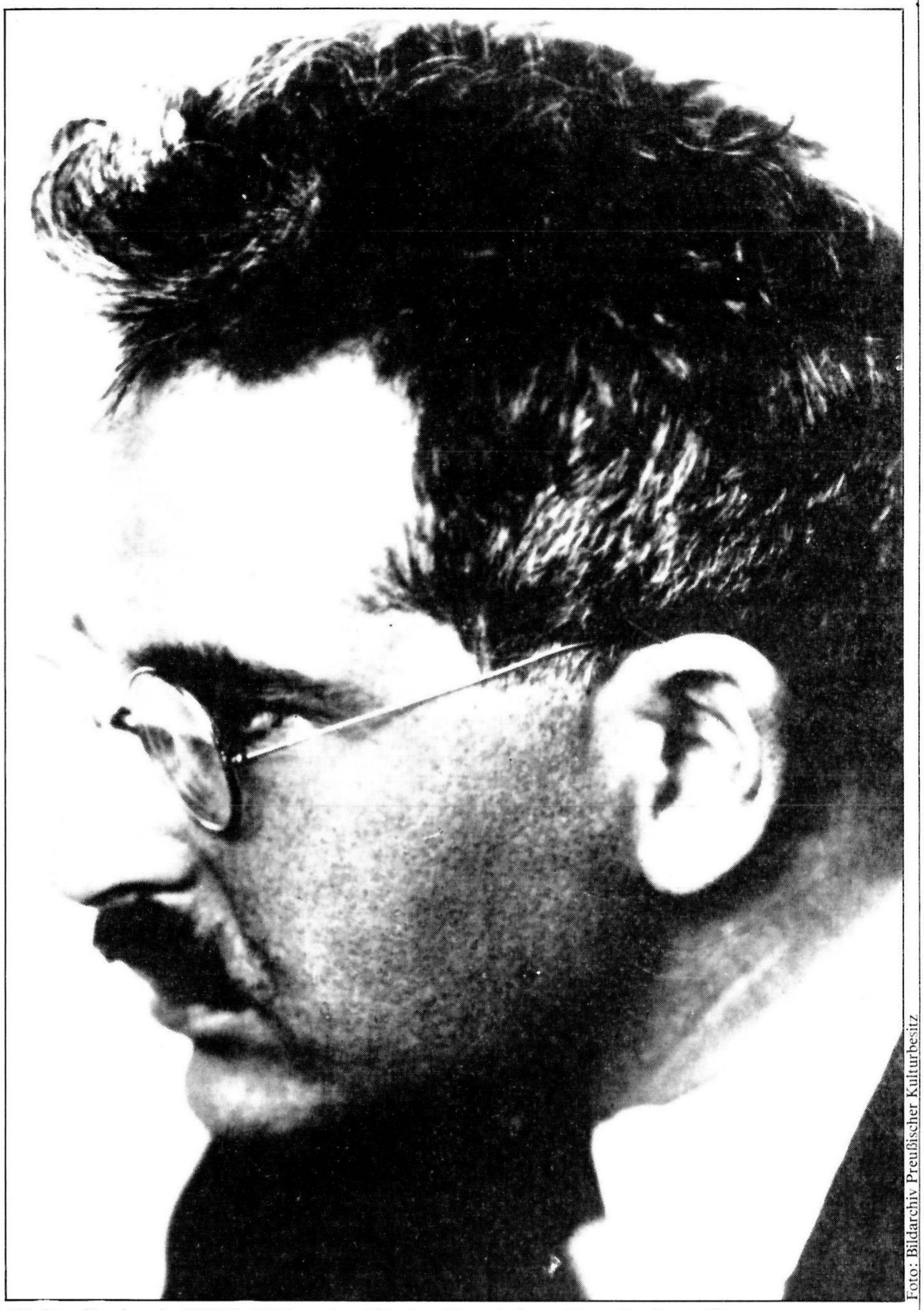


Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Walter Benjamin (1930): Will er das Kind, will er Asja, will er die Partei?

weiß, daß Benjamin ein großer und leidenschaftlicher Schenker gewesen ist, auch dann noch, wenn es ihm am elendsten ging. Er kauft und kauft, auf der einen Seite Geschenke für Asja, auf der andern Seite Postkarten, Spielzeug, Kunstgewerbe. Die Geschenke sollen die Festung Asja einnehmen, mit den Souvenirs will er sich der Festung Moskau versichern. Es gibt einen Augenblick, in dem er mit dem Gedanken spielt, Asja einen teuren Pelz zu schenken — aber dann wäre sein ganzes Geld verbraucht, er müßte Moskau verlassen. Das heißt für uns: er könnte Moskau ja verlassen, wenn er mit dem Pelz Asja und damit eben Moskau erobert hätte.

Asja Lacis ist aber nicht nur Moskau, sie ist auch die Partei, so krank wie diese. Das Kind, das Benjamin gern mit ihr hätte, ist der Artikel für die Sowjet-Enzyklopädie. Will er das Kind, will er Asja, will er die Partei? Und wenn, unter welchen Umständen? Da nun zeigt sich, daß Benjamin vor allem sich selbst will, seine Freiheit und Unabhängigkeit. Bliebe er in Moskau, könnte er unmöglich in die Partei eintreten, denn das hätte nur einen Sinn, wo das Proletariat noch nicht gesiegt hätte, in Deutschland etwa. Aber Berlin ist nicht Moskau. Er flieht also so beharrlich vor der Partei wie er — auch — vor Asja flieht (die Fehlleistungen Benjamins am Abschiedstage verraten einiges: obwohl er weiß, daß Asja ihn gesucht hat, übersieht er ihre Nachricht, und als er Asja schließlich trifft, behält er den Schlüssel zu seinem Zimmer, das sie inzwischen aufsuchen soll, bei sich). Natürlich will er auch immer wieder zu beiden zurück, aber worauf es ankommt, ist das Ergebnis. Nach zwei Monaten verläßt er Moskau und Asja, die ihn umso mehr lockt, je unaufschiebbarer seine Abreise ist. Er wird nie ein Kind mit ihr haben, der Artikel über Goethe wird ein Fiasko werden, er wird nie der Partei beitreten. Die Festung, die er belagert hat, hat sich als uneinnehmbar erwiesen, und er will sie auch gar nicht mehr einnehmen. Er will Walter Benjamin bleiben.

Syndikat
Autoren- und Verlagsgesellschaft GmbH
Savignystr. 61 - 63, Postfach 174003
6000 Frankfurt am Main

Martin Henkel
Rolf Taubert
Maschinenstürmer

Syndikat

Das Verhältnis der Industriegesellschaften zu ihrer Technik ist nicht erst seit Hiroshima oder Harrisburg ein gebrochenes. Die Maschinenstürmer waren Zeitgenossen Goethes. Seither sind sie die „dummen Jungen" der Geschichte. Heute aber, wo immer mehr „Maschinenstürmer" dagegen kämpfen, daß die Sicherung der Lebensverhältnisse unter Inkaufnahme ihrer Zerstörung betrieben wird, stellt sich die Frage, ob der kurze Prozeß, den man mit den Maschinenstürmern machte, nicht doch noch in die Revision gehen muß.

253 S. 15 Abb. Kt. DM 29,80

Alfred-Kerr-Preis 1980

die horen

Zeitschrift für
Literatur, Grafik
und Kritik

Jetzt im
25. Jahrgang

Soeben erschienen – sofort bestellen:
Lateinamerikanische Literatur im Kampf
und im Exil – Stop – Julio Cortázar,
Sergio Ramírez, Ernesto Cardenal u. a.:
Poesie und Revolution – Stop –
Porträts der Guerrilleros u. a. m.

Abonnement (4 Bände) DM 25,-
Einzelausgabe DM 7,-, zuzügl. Versandkosten.

Bestellungen über den Buchhandel
oder über „die horen"
im Wirtschaftsverlag NW GmbH
Postfach 10 11 10
2850 Bremerhaven 1

Walter Jens auf dem SPD-Parteitag: Plunder oder/statt Schnittblumen Foto: Udo Schewietzek

Rechte Tricks

Von Walter Jens

Wie man eine Rede in ihr Gegenteil verkehrt und damit Politik macht

Es fing ganz harmlos an. Am späten Vormittag des 5. Dezember 1979 hielt ich in der Berliner Kongreßhalle vor dem SPD-Parteitag eine Rede, in deren Verlauf ich unter anderem folgende Thesen vertrat: »Die Worte als solche, leerformelartig und beliebig verwendbar, sind zunächst einmal Macht-Instrumente — wie sehr, das beweist der Begriff 'freiheitlich-demokratische Grundordnung', der heute für viele eher als Drohformel denn als Hoffnungs-Partikel erscheint und damit jene nicht nur Recht, sondern Gerechtigkeit versprechende Magna Charta dieser Republik, das Grundgesetz, aus dem Blick gerückt hat, von dem Adolf Arndt sagte, es beschreibe eine 'offene Verfassung, die nur im eigenverantwortlichen Selbertun der Bürger Wirklichkeit werde und keineswegs in Demutshaltung vor machtgeschützter Autorität'. In einem Augenblick, da die Grundrechte des einzelnen in diesem Land gefährdet sind wie niemals zuvor seit der Befreiung von nationalsozialistischer Herrschaft: gefährdet durch die Folgen offener und geheimer Zensur und durch bürokratische Einschüchterung (... wie leicht verstößt heute einer gegen jene 'FDGO', die für einen Großteil der kritischen Jugend längst zu einer Panzerfaust des Staats geworden ist) — in einem solchen Augenblick kommt es darauf an, die Grund- und Freiheitsrechte nicht nur defensiv: den Blick nach rechts gewandt, zu schützen, sondern sie, in entschiedenem Gegenentwurf zu den restriktiven Auslegungen der Konservativen, zu erweitern und damit der obrigkeitverordneten 'FDGO' wieder den Geist einer Verfassung zu geben, deren Qualität sich dem Engagement, dem nostra res agitur der Bürger, bemißt: *Ja, das ist unser Staat.*«

So weit die Rede-Passage; so weit der Appell, die »FDGO« wieder ins Grundgesetz zurückzuverwandeln, ein Appell, der in der Forderung gipfelte, alle Verordnungen aufzuheben, »die, erlassen, um den Staat und seine Bürger vor den Feinden der Verfassung zu schützen, in den letzten Jahren dazu geführt haben, daß, in reaktionärer Gebots-Exegese, der Staat und die Verfassung als Feinde der Bürger erscheinen«.

Genug der Zitate: subversiv im Sinne von »kulturrevolutionärer Umwälzung«, so F.J. Strauß, ist das alles gewiß nicht; eher erzliberal — maches F.D.P.-Mitglied, Gerhart Baum mit seiner These von der »Dialogfähigkeit gesetzlich verbürgter Grundwerte« allen voran, hat da kaum minder entschieden gesprochen und, Gottlob, ist ja in Freiburg zumindest auch ein erster Versuch gemacht worden, der absurden, Liberalität im Zentralbereich der Justiz einschränkenden Anti-Terror-Gesetzgebung zu steuern.

Hüben die Magna Charta unserer Republik und drüben panzerfaustartig die »FDGO«, auf der einen Seite das offene Grundgesetz, das der freien Mitarbeit von Bürgern bedarf, um in der Realität des Alltags angesiedelt zu werden, und auf der anderen Seite die in Berufsverboten und restriktiven Verwaltungsvorschriften auf den Begriff gebrachte Droh-Formel »FDGO«: Der Gegensatz ist ebenso klar wie die Intention des Redners, ein Gesetz wieder in seine Rechte zu setzen, das nicht blinden Gehorsam verlangt, sondern einlädt, Dialoge er-

öffnet, Fragen aufwirft und Möglichkeiten skizziert. Ein Mißverstehen des Gesagten, sollte man denken, scheint ausgeschlossen... aber weit gefehlt! Kaum waren die Sätze gesagt, da wetzte im Bundestag Rainer Barzel auch schon das Messer und, siehe, er zitierte — die Hälfte, zitierte die »FDGO« und die »Panzerfaust«, sprach von »Schmähung unseres Staates und seinen Beamten und Institutionen« ... aber das Grundgesetz, das vergaß er: *unser* Grundgesetz, das nicht zur 'FDGO' heruntèrkommen darf. Wie ein Demagoge redete er, Rainer Barzel, der einem Blumenzüchter vorwirft, es sei von »verwelktem Ramsch« die Sprache gewesen, und nicht erwähnt, daß der Gärtner in Wahrheit gesagt hat: Frische Blumen dürfen nicht, wie es auf unserern Märkten geschieht, zu welkem Plunder verfaulen.

Nun, legte sich Barzel schon kräftig ins Zeug, so wollte es Kohl noch kräftiger tun: In einer Rede aus Anlaß der Bremer Krawalle hieß es, Mai 1980, im Bonner Plenarsaal, die Saat der Diffamierung ginge immer wieder auf: »Es war vor wenigen Monaten auf Ihrem Parteitag,« — meinte Kohl, zum Bundeskanzler gewandt — »als Herr Walter Jens unter frenetischem Beifall der Delegierten ausgeführt hat: 'Die FDGO' — das ist diese linke Diffamierung des Begriffs freiheitlich-demokratische Grundordnung — 'ist längst zu einer Panzerfaust des Staates geworden'«.

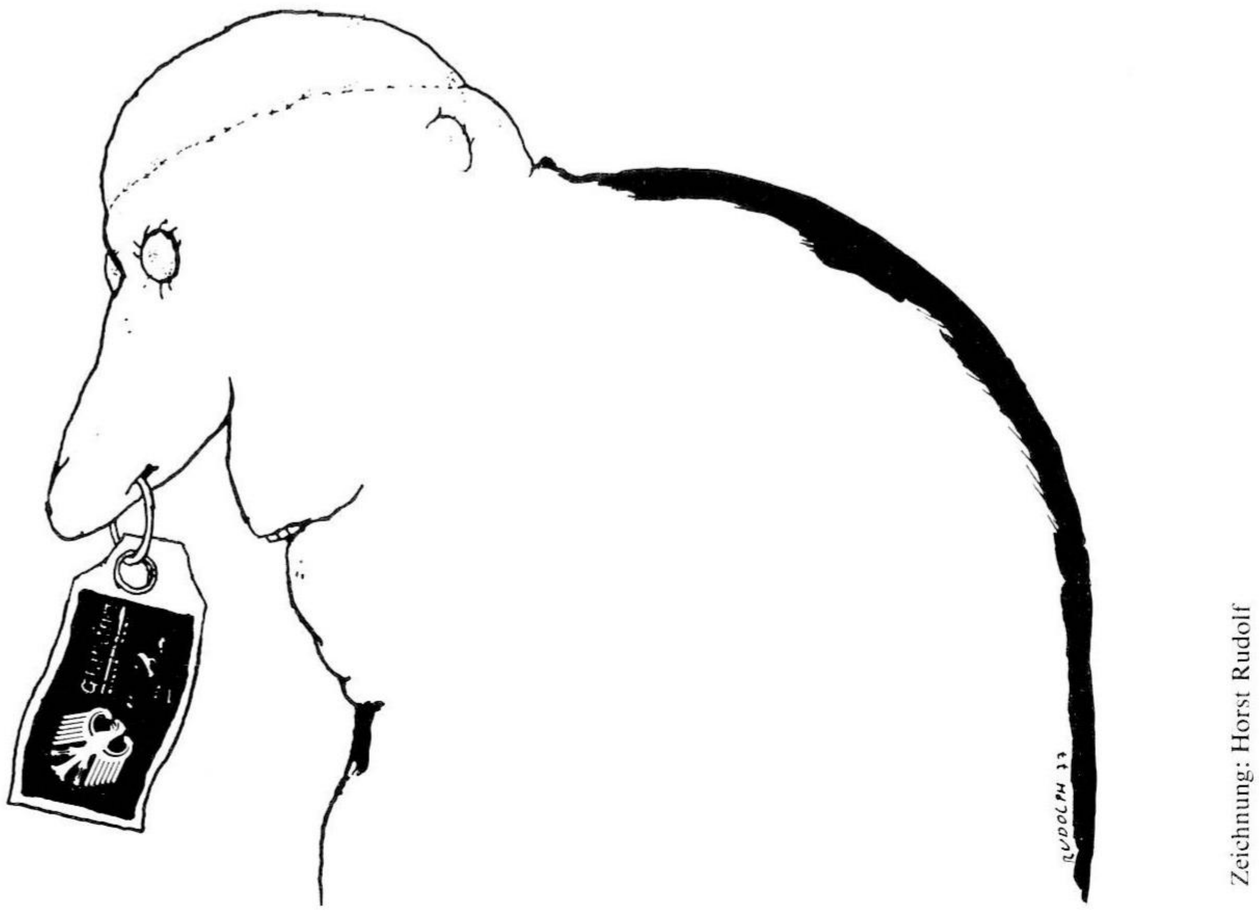
Also auch hier der Trick mit dem zitierten welken Ramsch und den schamhaft verschwiegenen frischen Schnittblumen; auch hier die Verkehrung des Gesagten in sein Gegenteil; auch hier die verkürzte Argumentation. »FDGO« ist in der Tat ein Negativ-Begriff... aber eben am Grundgesetz gemessen — und darauf kommt's an.

Die rechten Ideologen und Nicht-Leser freilich — die schert das alles nicht: Kohl wiederholt Barzel, Kohl wiederholt — sich selbst, Hans Maier, auch er einer, der meine Rede offenbar nur aus Auszügen kennt (zumindest Kultusminister sollten sorgfältiger lesen)... Hans Maier spricht von »Verhöhnung der freiheitlich demokratischen Grundordnung« und dann, am Ende, betritt der große Zampano die Bühne, Franz Josef Strauß, und greift zur Mistgabel, wo die anderen Herren der Rechten immerhin noch mit dem Knüppel dreingeschlagen hatten, dem aus Holz und nicht mit der eisernen Forke. Unter den eigentlich Schuldigen an den Blutkrawallen von Bremen und Berlin verkündet Strauß der Nation, unter denjenigen, »die durch ihre hetzerischen Äußerungen« die randalierenden Täter »zur Gewaltanstiftung bis an die Grenze des Mordes anstiften«, sei, neben dem Regisseur Schroeter und dem inhaftierten Schriftsteller Zahl — für Strauß gehört bekanntlich alles zu allem —... unter den Atmosphäre-Vergiftern und Grundwerte-Zerstörern sei — das »liegt auf der gleichen Ebene« — auch jener »Tübinger Rhetorik-Professor« zu nennen, der »auf dem Parteitag der SPD die freiheitlich-demokratische Grundordnung als 'FDGO' herabsetzen und unter stürmischem Jubel der Delegierten seine Attacken gegen unsere Gesellschaft ungehindert vorbringen konnte«.

Man stelle sich vor: »Es kommt alles darauf an..., der... 'FDGO' wieder den Geist einer Verfassung zu geben, deren Qualität sich nach dem Engagement, dem nostra res agitur der Bürger bemißt«: so etwas wagt einer anno 79 zu sagen — und das ungehindert! Kaltschnäuzig den Artikel 5 des Grundgesetzes, die Meinungsfreiheit betreffend, für sich in Anspruch genommen und dann — nicht auszudenken! — auch noch leidenschaftlich plädiert für dieses Gesetz, das offenbar viel liberaler und der geballten Reaktion gefährlicher ist, als manch einer denkt: Anders ist das Insistieren auf der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung«, dieser Rumpf- und Spott- und Schand-Essenz unserer Magna Charta, dem »Angebot« in Heinemanns Sinn, beim besten Willen nicht zu verstehen.

Kein Grund, denke ich, um nicht auch weiterhin mit großem Nachdruck zu sagen: welker Plunder, farblos und eingeschrumpft, ist eins, frische Schnittblumen ein anderes.

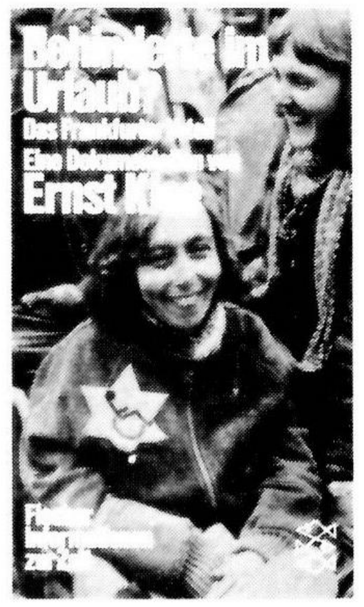
Lang lebe unser Grundgesetz: das republikanische wie es, anno 49, geplant war, aber bis heute dank der auf die »FDGO« eingeschworenen Reaktion nicht Realität geworden ist. Ganz im Gegenteil: Die Kluft zwischen Norm und Wirklichkeit der Verfassung, dies zeigt beispielhaft auch die Geschichte »Wie man eine Rede in ihr Gegenteil verkehrt«, ist heute größer denn je. Oder etwa nicht?

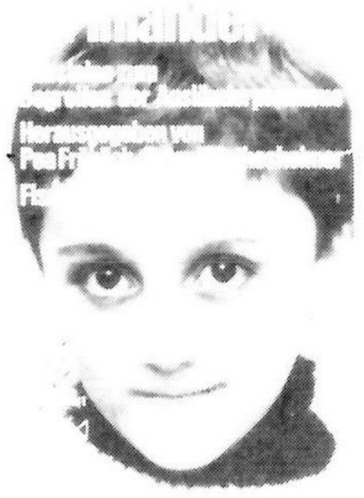


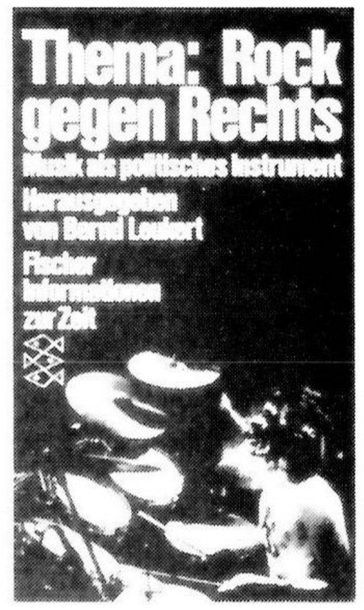
Zeichnung: Horst Rudolf

Informationen zur Zeit.

Ein Programm des Fischer Taschenbuch Verlages.







Wolfgang Benz (Hrsg.)
Rechtsradikalismus:
Randerscheinung oder Renaissance?
Originalausgabe
4218/DM 7,80

Ernst Klee (Hrsg.)
Behinderte im Urlaub?
Das Frankfurter Urteil. Eine Dokumentation
Originalausgabe
4229/DM 5,80

Fröhlich/Märthesheimer (Hrsg.)
Ausländerbuch für Inländer
Bausteine zum Begreifen der Ausländerprobleme
Originalausgabe
4220/DM 7,80

Bernd Leukert
Thema: Rock gegen Rechts
Musik als politisches Instrument
Originalausgabe
4216/DM 5,80

Abdol Hossein Behrawan
Iran: Die programmierte Katastrophe
Anatomie eines Konflikts
4222/DM 6,80

Balon/Dehler/Schön (Hrsg.)
Arbeitslose:
Abgeschoben, diffamiert, verwaltet
Arbeitsbuch für eine alternative Praxis
Originalausgabe
4204/DM 7,80

Baßmann/Dehnbostel/Drenkelfort (Hrsg.)
Gesamtschule – Lernen ohne Angst
Originalausgabe
4221/DM 9,80

Drewitz/Eilers
Mut zur Meinung
Gegen die zensierte Freiheit. Originalausgabe
4202/DM 6,80

Gerd E. Hoffmann
Erfaßt, registriert, entmündigt
Schutz dem Bürger – Widerstand den Verwaltern
Originalausgabe
4212/DM 6,80

kritik

Zeitschrift für sozialistische Diskussion Nr. 25

Die Linke vor dem zweiten Frühling?

Mandel, Moneta, Ch. Semler, SB, SOST, W. Maier u.a. diskutieren neue Perspektiven

Krippendorff, Voigt u.a.: **Krieg und Frieden**

Fröbel, Heinrichs, Kreye: **Weltarbeitsteilung**

Verlag Olle & Wolter 9DM/im Abo 7,50 DM

Wen die Meinung von **Rudolf Bahro** über Ökologie und Sozialismus interessiert; die von **Marcuse, Mandel, Rabehl** u.a. über Bahro; wen die Meinung von **Altvater, Moneta, Brandt** und **Strässer** über die Grünen und zur Wahl interessiert, wer sich von **Fred Halliday** über Afghanistan, von **Eckart Garbe** über Indochina, von **Bahman Nirumand** über den Iran informieren lassen will, wer Interesse an internationaler Gewerkschaftspolitik hat, an der Diskussion über die neue Weltarbeitsteilung, die Atompolitik der Bundesrepublik und die Perspektiven der Linken, sollte sich zu einem Abo entschließen.
4 Hefte kosten im Jahr DM 30,— (plus Porto), im Laden würde man DM 36,— dafür bezahlen und hätte den Weg noch dazu.

Olle & Wolter VERLAG OLLE & WOLTER GMBH
POSTFACH 4310, 1000 BERLIN 30

Alle mal herhören

Von Walter Moßmann

Die letzten Stunden des Gorlebener Bohrloch-Senders werden jetzt als Cassette vertrieben. Walter Moßmann hat dazu einen Begleittext geschrieben

UNSER Modell war die erste Life-Sendung von Radio Verte Fessenheim; 1978 hat die Lokalantenne Colmar mehrmals direkt aus einer bestreikten und besetzten Fabrik heraus gesendet. RVF hielt es für notwendig, daß die Einwohner von Colmar unmittelbar von den Streikenden selber informiert wurden. Eigentlich sehr naheliegend. Wozu muß denn immer ein professioneller Journalist dazwischengeschaltet werden, mit seiner gewundenen Ausdrucksweise, seiner Rücksichtnahme nach Oben, seiner Angst in der Hose und seiner professionellen Ahnungslosigkeit?

Alle, die in der Freien Republik Wendland werkelten und sich auf den Aufmarsch der Staatsgewalt vorbereiteten, hatten ein Interesse dran, daß die Bevölkerung im Landkreis möglichst viel mitkriegt, und da reichten die Elbe-Jeetzel-Zeitung und der NDR wirklich nicht aus. (Die Berichte von »Stern«, »Zeit«, »FR«, »AZ« usw. waren nicht unnütz. Bloß: sie spielen für die regionale Öffentlichkeit keine Rolle, und sie bleiben eben doch gefilterte Mitteilung. Der Journalismus ist eine Milchglasscheibe).

Vergleich mal diese Life-Sendung mit dem Tages-Schau-Bericht. In der Tages-Schau sah man 'die Demonstranten', ein uniformer Haufen, der aussieht, wie Demonstranten immer aussehen. So einheitlich und längst gehabt wie eine Fußball-Mannschaft, die immer im selben Vereinstrikot einläuft. Artikulieren durfte sich von uns auch niemand. Stattdessen kamen zwei Berufsredner zu Wort, Herbert Gruhl und ein Juso-Chef, genaugenommen zwei Passanten, die aber den Journalisten gutnachbarlich bekannt sind. Das wars dann gewesen. Wir waren entmündigt und unkenntlich gemacht.

In der Radio-Wendland-Sendung haben dann viele von uns den Mund aufgemacht und wurden erkennbar: Frank, der Wanderer zwischen den Polizei-Barrieren, die Frau

aus der Musik-Gruppe, die Lüchow-Dannenberger Rebecca, Gaby, Wolf, Lilo, Wollny, die ihren Landsleuten etwas zu sagen hatten, oder später die von der Presse so idiotisch mystifizierten Türmer... Na ja, hörts euch selber an. Dieses Dokument auf der Kassette ist eine gewaltige Ohrfeige für den heruntergekommenen deutschen Journalismus, ich hoffe, einige Hörer werden rot und gehn mal in sich. (Z.B. dieser unsägliche Aspekte-Moderator, der kürzlich anläßlich der Züricher Opern-Revolte gedankenschwer sagte: »Die Jugendlichen müssen sich aber auch darüber klar werden, daß Gewalt ihre Ziele diskreditiert!« — Mensch, Junge, sag das doch auch mal dem Herrn Baum und dem Herrn Albrecht und den Managern der Atom-Industrie! Du bist doch Journalist, es gibt keine Zensur, also Mann, keine Angst! Dann entziehen wir dem Staat sofort die Kredit-Würdigkeit und zahlen keine Steuern mehr, o.k.?)

Vergleicht auch mal den Aufwand für unsere notwendige Direkt-Übertragung mit dem Kosten/Nutzen-Verhältnis bei den offiziellen Medien. Geld gekostet hat uns die RFW-Sendung überhaupt nur deshalb, weil das Funk- und Fernseh-Monopol jede Konkurrenz kriminalisiert. Und was kostet (uns, die Gebührenzahler!) eine Life-Übertragung, wenn sich in Neapel paar gelangweilte Millionäre um einen Fußball streiten, wenn ein Papst eine Krone aufs-Haupt gedrückt kriegt, wenn in Bonn Macht- und Diäten-hungrige Wahlkämpfer ihre Reklame-Slogans aufsagen, wenn in Wiesbaden ein Showmaster vor jungen Frauen herumgurrt? Macht euch das doch mal klar! Bemerkt doch bitteschön, daß in unserer Gesellschaft das Medium Funk/Fernsehen nur parodiert wird. Wir haben uns daran gewöhnt, Albernheiten für selbstverständlich zu nehmen. Das Zeitalter der demokratisch genützten Medien hat noch gar nicht angefangen, daß die Pioniere des Freien Radio eure Unterstützung brauchen. Was nützen denn eure ironischen bis melancholischen Sprüche über die Glotze, vor der ihr klebt, wenn für die »Piratensender« auch nur gelangweiltes Achselzucken übrig bleibt?

Die Life-Sendung am 33. Tag der Republik Freies Wendland war aber noch aus einem anderen Grund wichtig: Sie war für die möglichen Opfer polizeilicher Putativ-Notwehr so eine Art von Lebensversicherung m.b.H. Zu dick aufgetragen? Ich glaub nicht.

Hätte es im Dorf 1004 am 4. Juni überhaupt keine Öffentlichkeit gegeben, wär die Staatsgewalt mit uns umgesprungen nach Belieben. Wir konnten die Aktion überhaupt nur machen, weil die Medienleute da waren. Aber konnten wir denn wissen, wie lang sie dableiben (dableiben dürfen)? Radio Freies Wendland jedenfalls ist immer dageblieben, der letzte Zeuge, der auch gehört wurde.

Gut, das wäre zunächst noch keine Sache auf Tod und Leben gewesen. Aber was ist, wenn niemand mehr auf dem Gelände ist außer den paar Leuten vom Turm. Und wenn es Nacht wird? Hat die offizielle Propaganda nicht ständig behauptet, Terroristen wären auf dem Platz? Hat der Staat nicht ein Interesse dran, aus Anti-AKW-

Foto: Michael Kipp

Walter Moßmann

Demonstranten Terroristen zu machen, um sie vom Volk absondern und abknallen zu können?

Ich habe folgendes Szenarium nie ausschließen können: Der Platz ist von der Staatsgewalt besetzt, die Stimmung angeheizt. Irgendwoher ist ein Stein geflogen, oder ein Molli (alles schon mal dagewesen). Die Polizei meldet im Laufe des Tages: Ein toter Polizist, einer, der ums Leben ringt. »Bild« interviewt die Anverwandten. Die Tagesschau zitiert einen Polizeibericht, wonach der Turm ein Waffenlager ist (alles schon mal dagewesen). In der Nacht — meldet dpa — versuchten einige heroische MEK- oder GSG-Leute, den Turm zu nehmen. Sie mußten leider durch die Holzwand »zurückschießen«. Hinter der Tür war zwar nur ein nackter Mann (alles schon mal dagewesen). Oder: Bei genauer Durchsuchung findet sich in einem Schlafsack eine Knarre, die noch raucht. Sowas läßt sich machen (alles schon mal dagewesen).

Wer dieses Szenarium unsinnig findet, hat die letzten fünf Jahre im Modell Deutschland verschlafen. Ich jedenfalls konnte es nicht ausschließen.

Deshalb hat die Turmgruppe noch am Vorabend der Räumung eine Presseerklärung veröffentlicht, die zwei Fernsehteams aufgezeichnet haben. Deshalb haben wir dafür gesorgt, daß ein dpa-Fotograf als Zeuge auf den Turm ging. Und deshalb hat Radio-Wendland bis zum Schluß gesendet. Ein Radio als Putativ-Notwehr? Jedenfalls weniger 'putativ' als die Schüsse auf den nackten Schotten in Stuttgart, und Leben wurde vom Radio wohl nicht gefährdet.

Die tödlichen Amok-Schützen in Stuttgart kamen straflos davon. Das lebendige Radio Wendland soll strafbar sein? Wenn wir uns das gefallen ließen, wären wir nicht mehr zu retten. □

*) 101 UKW: »Radio Freies Wendland«, ein Life-Dokument auf zwei Tonkassetten mit Begleitbuch, 25,60 Mark, Network Medien-Cooperative, Hallgartenstraße 69, 6000 Frankfurt/a. Main 60

Kübler Verlag

Die East India Company

Dieses Buch beschreibt die Entstehung und das Wirken der *East India Company*, jener europäischen Handelsgesellschaft, die in den zweieinhalb Jahrhunderten ihres Bestehens die Grundlagen des britisch-indischen Imperiums geschaffen hatte. Es ist zu fragen, wie die *Company* in der Lage war, ein so großes Land wie Indien zu erobern, das auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, als die ersten europäischen Handelsschiffe um das Kap der Guten Hoffnung segelten und Kurs auf den südasiatischen Subkontinent nahmen.
Jürgen Conrad:
Die East India Company
Kaufmannsabenteurer und Kolonialherren
Paperback mit vielen Abbildungen
165 Seiten, DM 19,80

Böll und Marcuse
Literatur als Utopie

Die erstaunlichen Parallelen, die das philosophisch-politische Werk Herbert Marcuses und der Roman Heinrich Bölls »Gruppenbild mit Dame« aufweisen, sind der Ausgangspunkt für dieses Buch.
Marcuses Freud-Interpretation ist genauso als utopisches Denken zu verstehen, wie auch das Denken Bölls utopischen Charakter hat, was sich in seinem Roman »Gruppenbild mit Dame« mustergültig niedergeschlagen hat. Der Sinn des Romans ist ebenfalls »Vermittlung von Hoffnung« auf eine Welt menschlichen Glücks.
Heinrich Herlyn:
Heinrich Böll und Herbert Marcuse
Literatur als Utopie
Pb, 148 Seiten, DM 16,80

Erfahrungen mit der Gesamtschule

Dieses Buch setzt sich kritisch mit der Gesamtschulproblematik auseinander und dokumentiert die Erfahrungen des Autors mit und in der Gesamtschule. Die theoretische Aufarbeitung dieser Praxis versucht die „Theorie der Schule“ in einen umfassenden gesellschaftstheoretischen Rahmen einzuordnen.
Jochen Kuhnen:
Erfahrungen mit der Gesamtschule
Pb, 184 Seiten, DM 17,80

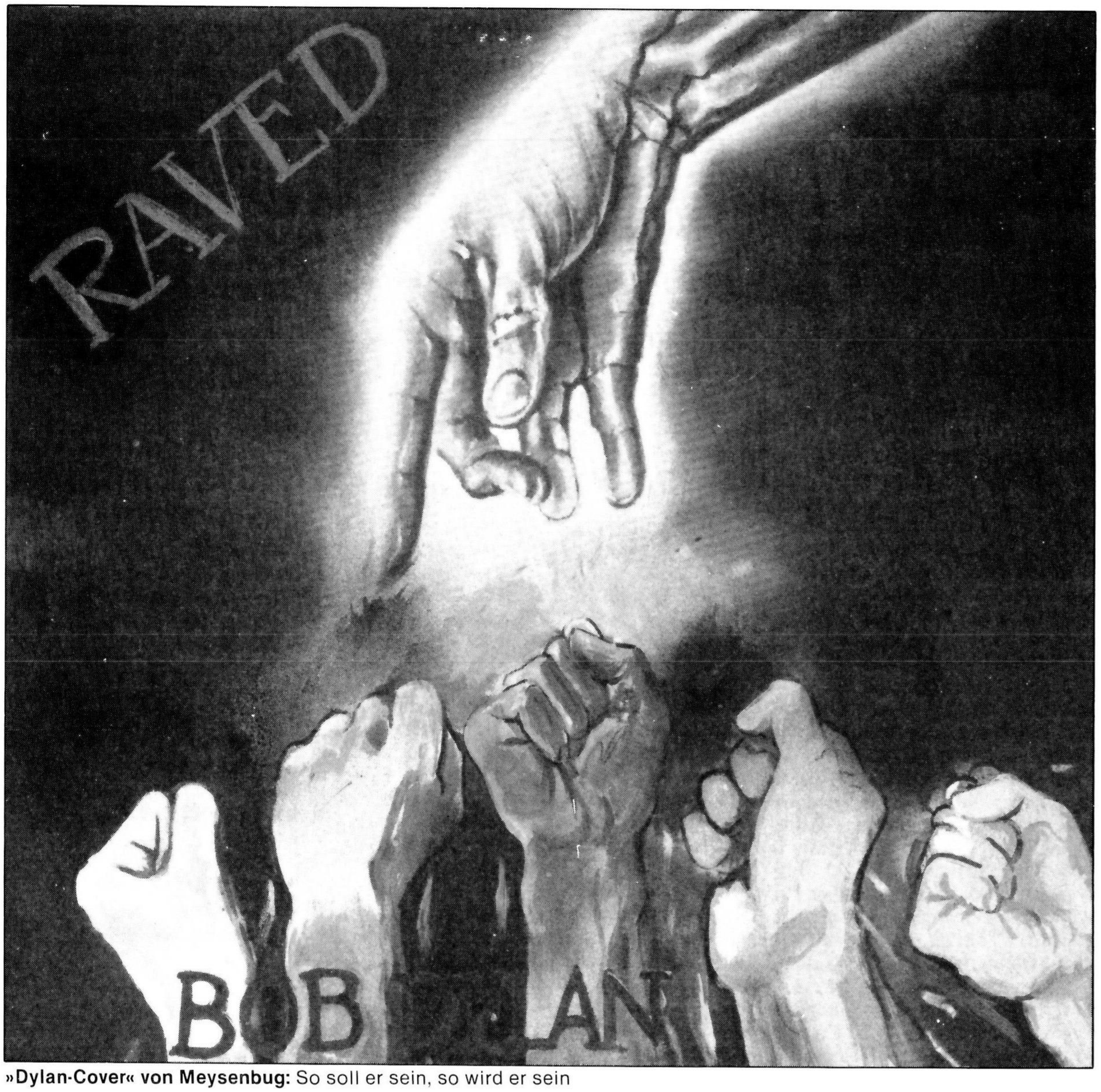
Rettet die Wale

Wenn Mitglieder von *Greenpeace* auf ihren »Öko-Patrouillen« die Walfangschiffe sichten, folgen sie ihnen bis in die Fanggründe. Dort versuchen sie, sich mit kleinen Schlauchbooten in die Schußlinie zwischen Harpune und Wal zu bringen, um so unter Einsatz des eigenen Lebens das Abschießen des Wals mit der Explosivharpune zu verhindern.
Rettet die Wale – Die Fahrten von *Greenpeace*
von Bob Hunter (Texte) und Rex Weyler (Fotos)
128 Seiten, 84 Fotos, DM 16,80

Bitte Gesamtprospekt anfordern.

Kübler Verlag

Kübler Verlag, Postfach 242, 6840 Lampertheim



»Dylan-Cover« von Meysenbug: So soll er sein, so wird er sein

There is no hope with that Pope

KONKRET veröffentlicht einen weiteren Auszug aus dem Briefwechsel zwischen KONKRET-Autor Günter A., zuständig für alle Fragen der Dylan-Deutung, und dem Dylan-Experten Uwe H. aus Hamburg-Winterlude

HEY Sie,
Hna endlich! Die *neueste* Dylan-Platte ist raus, und sie macht, Gott sei Dank, Dampf. Dylan ist wieder runter vom »slow train«, der aufs Abstellgleis keucht, und wieder da, wo er hingehört: on the *road* again, back in the rain. Es wurde auch höchste Eisenbahn. *Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.* (Hebräer 13,14) Vorüber ist der Flirt mit Jesus. (»Our conversation was short and sweet/ it nearly swept me/ off of my feet/ Now I'm back in the rain...«) Eine kurze Erinnerung nur an den Kreuz-Zug:

*)siehe auch: KONKRET-Markt

Believe me, God is everywhere/ in the middle of the air/ even in a polar bear/ God is in a peppersteak/ God is in a butter-cake/ he is in me, he is in you/ rambling down Highway 62. (Aus: »The Changing of the Gods«)

Wie schön, daß Dylan wieder zu seinem eigenen Prinzip zurückgekehrt ist, *keine* message zu verkaufen und sich diesbezüglichen Erwartungen zu verweigern. (»It has never been my duty to remake the world at large/ nor is it my intention to sound the battle charge...«) *Der* bin ich nicht, ich bin ich, und »God is just a 3-letter-word«. Bob Dylan steht wieder auf eigenen Füßen.

'No' is the answer/ to a problem I forgot/ 'Why?' is a question/ just like 'why not?'/ Don't you confuse me/ 'cause I know better/ that 0 is a number/ and O is a letter. (Aus: »The Changing of the Gods«)

Das reicht uns als message, nicht wahr? Bob Dylan minus zero. Wer Dylans Biographie nicht kennt und nur das letzte Album — das letzte in der Tat — in Erinnerung hat (»Slow train Coming«) wird sich über Bobs Kehrtwendung aus dem Stand wundern. Er hat sich vom Altar des Herrn ab- und Irdischem zugewandt. Wieder zugewandt.

Let the man on the cross/ not be your boss/ There is no hope/ with that Pope.

Mit einem Wort: No sound ever comes from the Gates of Eden. Das trübe Kapitel religiöser Verirrungen können wir, dem Herrn sei Dank, getrost vergessen. Jesus-Faktor: negativ.

Das neue Album hätte schlicht »Revisited« heißen können. Es heißt »RAVED« — Bob wird sich etwas dabei gedacht haben. Die Platte ist geeignet, eine Brücke zu schlagen zwischen den alten Dylan-Freaks und neuen Fans im Knabenalter. Aufgabe der Dylan-Forschung ist es, den Transfer zu leisten und zur Entschlüsselung mit beizutragen. Denn vieles ist verschlüsselt — wie immer. Und wie immer liegt der Schlüssel in Dylans Gesamtwerk selbst.

Um keine falschen Erwartungen zu wecken: Folk-Puristen werden von der neuesten Platte enttäuscht sein. Dylan kramt in keiner Nummer die akustische Gitarre hervor, wenn auch in vielen Stücken der Folk-Einfluß nicht zu überhören ist. Es dominiert jedoch ein klarer, solider Rock'n'Roll ohne allzuviel technischen Firle-Fanz. Und um gleich am Anfang vom musikalischen Höhepunkt zu sprechen: Machen Sie sich auf einen Überfall gefaßt, wenn Sie den »High Time Blues« hören. Dylan spielt hier ein Mundharmonikasolo, das Sie flachlegen wird. Völlig unvermittelt nach der Zeile »Time is a jet plane/ it ends at the shore« bricht es aus. Viereinhalb Minuten lang in immer neuen Variationen bohrt es sich in Ihre Ohren. Das verstehe ich unter »New Wave«.

Einen rauhen Scherz leistet sich Dylan gleich im ersten song: »Positively J.B.« Hinter den Initialen verbirgt sich nicht Jim Beam, wie whiskytrunkene newcomer glauben mögen. Joan Baez ist gemeint, wie die Dylan-Forschung leicht nachweisen kann. Lange war unter Fans wie in der Forschung umstritten, für wen Bob jenes berühmte Lied »Sad-Eyed Lady of the Lowlands« geschrieben hat. Joan Baez selbst muß wohl zur Verbreitung der Version beigetragen haben, sie sei jene Lady mit den traurigen Augen. Als Bob jedoch »Sarah« schrieb, eines seiner schönsten Liebeslieder, schien das Rätsel gelöst. An Sarah gewandt, singt er: »...stayin' up for days in the Chelsea Hotel/ writin' 'Sad-Eyed Lady of the Lowlands' for you«. Doch wieder erleben wir eine Überraschung. Sarah hat sich von Bob scheiden lassen. Auch Joan Baez geht ihre eigenen Wege. Und die führen immer tiefer in das Dunkel der politischen Orientierungslosigkeit. Sie feiert Sadat, die Amimarionette, als Friedensfürsten und läßt sich in Cambodia für Carters verlogene Menschenrechtspolitik einspannen.

»Joan Baez, Tom Dooley of the 80's?« fragt das US-amerikanische Magazin 'Counterspy'. Wenig schmeichelhaft für Joanie, mit einem berüchtigten CIA Agenten verglichen zu werden.

»Joan, Joan/ You left us alone«. Auch Dylan scheint ihr so ziemlich alles zuzutrauen. Er bezichtigt sie gar der politischen Hurerei und rassistischen Kumpanei. Und so findet sich in dem song »Positively J.B.« die Zeile: »Red-light Lady in the Homelands«. Wer da wohl gemeint ist?

Überhaupt: Die Platte ist wieder sehr viel politischer und direkter geworden als das, was man seit langem von Bobby gehört hat. Dylan scheint zu spüren, daß man dem neuen Irrationalismus, der sich in den USA mit kriegstreiberischem Nationalismus gepaart hat, nur mit klaren politischen Aussagen entgegentreten kann. Sein Lied *»Afghanistan«* läßt keine Unklarheiten darüber, auf welcher Seite er steht. »There is no neutral ground«. Fast wütend (RAVED), von Arabian drums angetrieben und einer schneidend scharfen Gitarre unterstützt, sagt er, was dort Sache ist.

There was a provocation/ and without hesitation/ I knew what had to be done/ to clear the situation/ down in Afghanistan. (Aus: »Afghanistan«)

Ein weiterer, wichtiger Schritt auf Dylans Weg um die Welt von Mozambique, über Ägypten durch Äthiopien hindurch nach Afghanistan.

I want to dance in Afghanistan/ give them a chance in Afghanistan.

Es ist offensichtlich, daß Bob sich in seinem eigenen homeland, in dem schreckliche Dinge passieren, Angst und Elend zunehmen, weniger wohl fühlt denn je. Die USA kommen den Schreckensvisionen seiner frühen Lieder immer näher. Da geht Bobby ein bißchen weg.

I go away/ let's walk together/ The stars turn grey/ The sky's like leather. (Aus: »Indian Chief«)

Und über die Verlogenheit und Heuchelei der bigotten Menschenrechtler.

Don't wanna go to a church/ that keeps up the ghost of John Birch/ don't wanna pray to a Lord/ who blesses the gun and the sword. (Aus: »Misplaced Inside a Church«)

Spielen Sie einfach mal die Platte ab, und Sie feiern ein Wiederhören. Viele gute Bekannte treten auf. Man braucht die Platte nur anzuspielen, um die zahlreichen Anspielungen herauszuhören. Absolutely Sweet Mary hat bei Dr. Filth abtreiben lassen, Louie The King sitzt im Knast wegen Drogenhandels, Queen Jane (»Just like a Man...«), Ramona und Lily haben endlich ihren Führerschein gemacht, Maggie's Farm wurde von einem Tornado verwüstet und ist abgebrannt (was immer das bedeuten mag), auch William Zanzinger hat Selbstmord begangen und 320.000 Dollar Schulden hinterlassen: nicht nur die Zeiten ändern sich, auch die Menschen, and the carpet, too, is moving under you. Bob Dylan erzählt aus ihrem Leben, wieder mal, immer noch. Wo andere vom Schicksal reden, da nennt er Namen. Gute Bekannte, the ghosts of our people.

Life is just a cookie/ or like a dry biscuit/ yesterday you found it/ tomorrow you'll risk it/ and I know that for some/ it's just like a-chewing gum. (Aus: »Obviously Just Like the 184th Time All Over You Baby Blues«)

Die Typen auf Dylan's Platte sind da, wo sie hingehören. Deshalb könnte man seine songs hier auch als Heimatlieder bezeichnen. Neben den politischen Liedern — die man früher einmal Protestsongs nannte — hat Bob neue songs über das scheinbar Private geschrieben: Liebe (»at first she puts her knee on me/ she loves me with a theory«), Freundschaft (»I is such a lonely letter/ You is such an empty space«), Trauer und Angst vor Verlust, Kinder und Kühe sind seine Themen. Wahrhaft tierisch ist das Lied »Cows and Boys«. Baudelaire hat ihn zu diesem Lied inspiriert. Während dieser sich vom verschleierten Blick eines Knaben faszinieren läßt, ist Bob vom kuhäugigen Blick eines Mondkalbs gefesselt. Er scherzt:

In the mingle-mangle morning/ I come, falling on you.

Die Selbstironie geht noch weiter:
I have dined with queens/ I've been offered teens/ But I've never been too perplexed. (Aus: »Cows and Boys«)

Selbst Sie werden allerdings den Refrain etwas albern finden:

Hey, hey, hey/ may you stay/ forever gay.

Nun ja. If you see him say »Hallo«!

OSTFRIESLAND
mehr als ein norddeutsches Disneyland:

Rainer Groothuis

OSTFRIESLAND
Versuch einer Annäherung

Vorwort
Ewald Christophers

Verlag Burkhart Krebs & Edition Kranich

208 Seiten, 119 Fotos, Format 30 x 23,5 cm, Kunstdruckpapier, Broschur cellophaniert mit Schuber, Preis: ca. 34,— DM, ISBN 3-922688-01-2.
Verlag Burkhart Krebs, Buch- und Kunstverlag Emden, Zwischen beiden Märkten 7, 2970 Emden.

VERLAG DAS WUNDERHORN
Ladenburgerstraße 82
69 Heidelberg

Jörg Burkhard, JULIFIEBER
Gedichte
ca. 100 Seiten, ca. 15 Mark
voraussichtlicher Erscheinungstermin:
20. Mai
Das Julifieber entstand 1978 nach einem schnellen Sturz vom Rennrad, es hat sich über 2 Sommer & durch 2 Winter gehalten...

Arnfrid Astel, DIE FAUST MEINES GROSSVATERS
Epigramme, Gedichte und Fotos
124 Seiten, 15 Mark, 1979
Die neuen Epigramme, Gedichte und Fotos von Astel spiegeln mit schöner Selbstverständlichkeit seine Beobachtungen unspektakulärer Dinge und Vorgänge wieder.

Zapf-Umzüge
im Besitz der Belegschaft
Jederzeit Beiladungen von und nach Berlin (auch Einlagerungen)
zu allen Terminen von und nach allen Bundesländern
alle Beiladungen,
auch Klavier + Flügel
zum Festpreis
incl. Versicherung u. MwSt.
täglich — auch Sa. + So.
7.30 — 20.00 Uhr
(030) 624 10 10
... denn wir machen Euren Möbeln Beine

baumit – Möbelsystem
Anpassungsfähig an jede Wand, um Fenster, Türen, Treppen...
Jedes Bauteil – Stück für Stück – **nachlieferbar.**

baumit – Werk
Prospekte kostenlos
2807 Achim 25, Postf. 1124

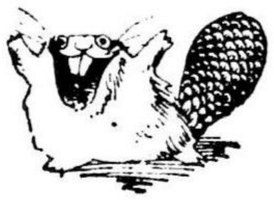
konkret-markt

Hongkong-Ware

Unter dem irreführenden Titel »SAVED« ist seit kurzem ein Album auf dem gemeinsamen Markt, auf dem ein (nicht unbegabter!) Dylan-Imitator religiöse Liedchen darbietet. »Mahalia Revisited«, begleitet von der Sixteenischen Kapelle, aufgenommen in den Verliesen des Vatikan. Nicht mal Opium, höchstens kalter Kaffee fürs Volk. Erkennbar an einem blutroten Plattencover, fünf Hände für ein Halleluja. Finger weg! Es

Hongkong-Ware. **Nothing was delivered; too much of nothing.** *»Verstört bin ich vom Hören, bestürzt vom Sehen. Mir taumeln die Sinne, Entsetzen hat mich befallen, hat mir die Dämmerung, die mir sonst so lieb zum Schrecknis gemacht.« Genau, ich sag's ja. JESAJA 21, 4.* **Is there a hole for me to get sick in?**
Wir kommen wohl nicht mehr darauf zurück.
Empfehlung: 3 Kreuze.

GÜNTER A. und UWE H.



FirePower

Manchmal erfährt man über die Verfassung, in der sich die USA derzeit befinden, mehr, als selbst die »Neue Züricher Zeitung« weiß: Beim Besuch einer modernen Flipperhalle, die das neueste Gerät aufgestellt hat, insbesondere die musizierenden Elektronik-Flipper der Firma Williams. »Laser Ball« und »Stellar Wars« heißen die, und das Tollste ist der »FirePower« (Freispiel bei 310.000 Punkten), bei dem die Kugel in Löcher mit den Aufschriften »Ball destruction« oder »Destroy alien« zu flippern ist, und dessen synthetische Stimme wie folgt mit dir spricht: »Fire«, »Power«, »Enemy destroyed« (bei Freispiel) und »Enemy fire destroyed you« (wenn nicht). Waren das Zeiten, als man noch die Pin ups der Firma Gottlieb vor sich hatte. »FirePower« könnte auch von Brzezinsky sein.

FirePower, elektronischer Flipper von Williams Electronics, Chicago

Barock around the clock

Die vier Jugendlichen, die im Wien der 50er Jahre Stadtparkspaziergänger überfallen und ausrauben, stehen für die Sehnsüchte einer Generation, die sich von der Umwelt lösen will und den Weg des Elitären beschreitet. (Wenn ich an die Popper-Erstarrung denke, ist das ein aktuelles Thema.)
Das Zwillingspaar Rainer und Anna kommt aus einem pervertierten Kleinbürgerhaushalt voller Hoffnung und Gewalt. SIE liebt das Klavierspielen. ER verläuft sich in den Werken von Camus und Sartre. Beide lehnen sie eine Weiterentwicklung ihrer Persönlichkeiten ab. Hans ist ein junger Arbeiter, Sohn eines im KZ verstorbenen Kommunisten. Er haßt seine Mutter, schläft mit Anna, obwohl er Sophie verehrt, und sagt: »Ich scheiß auf die Arbeiterklasse, hoch der Rock'n'Roll!« Sophie ist die Tochter aus gutem Haus, eine glatte Puppe, die ihre Schönheit wirken läßt und stumm durch das Buch gazellt.

Alle vier sind Anarchisten. Sagen sie. »Die Ausgesperrten« verwechseln asoziales Verhalten mit politischem Widerstand. Die Ermordung Annas ist die logische Konsequenz dieser Haltung.

Der Roman ist aber auch ein witziges Buch, eines, das zum Lachen reizt — eine Qualität, die in der österreichischen Literatur der letzten Jahre selten ist. »Die Ausgesperrten« ist eine Gesellschaftssatire, an der Ödon von Horvath seine Freude hätte; ein Buch, das mit der Sprache umspringt, ohne auszuflippen. Locker hingeworfene Sätze, die skurril wirken. Redewendungen, die auf den Kopf gestellt werden. Sexualität, die so geschildert wird, wie sie abläuft und dem eigenen Klischee hinterherhinkt. Und: Das typische Denken der Österreicher, das Ulrich Becher so darstellt: »Die Charakterlosigkeit in politischen Belangen ist so groß und tritt mit solcher Regelmäßigkeit auf, daß man sie schon fast als Charakterstärke werten müßte.«

Es ist ein sehr sinnliches Buch, weit weg vom Theoretisieren. Ein wichtiges Buch. Das beste, was ich in den letzten Jahren an Deutschgeschriebenem gelesen habe. Das ist eine überschwengliche Rezension. Sicher. Aber der Spaß beim Lesen war auch sehr groß.

GEORG BIRON

E. Jelinek: »Die Ausgesperrten«, Roman. Rowohlt-Verlag, ca. 256 S., 26 Mark

konkret-markt

Barmherzigkeit

»Wenn Abtreibung Mord ist, dann sind eben 73.000 Abtreibungen doch ein Mord in Massen.« Damit gab Kardinal Höffner dem CSU-Funktionär Dr. Holzgartner und seiner Auschwitz-Theorie im

Sommer 1979 öffentlich den Segen. Kurze Zeit später wurde der Arzt Josef M. Scherer aus Furtwangen (gläubiger Katholik und CDU-Mitglied) durch einen offenen Brief der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz erpreßt: Entweder hören diese Morde auf, oder die sieben Barmherzigen Schwestern dürfen nicht mehr im Furtwangener Krankenhaus arbeiten. Dr. Scherer gab nach und schickte ab sofort hilfesuchende Frauen wieder nach Hause.

Solche und andere Ungeheuerlichkeiten sowie die Protokolle von Frauen, Beratern und Ärzten, ein Stück § 218-Geschichte und aktuelle Tips und Adressen sind vehemente Anklage gegen das Männer-Recht und zugleich Hilfe für die Betroffenen.

Uta König: »§218 — Gewalt über Frauen«, »Stern«-Buch-Verlag, 324 S., 18 Mark

Give a fuck

Man bekommt in der Tat Lust zum »Anders Reisen«, selbst wenn man diesen »Reiseführer« nur flüchtig durchblättert. Das Buch ist voll spannender Hintergrund-Informationen, London historisch und today; und: besonders gut und übersichtlich im Anhang »Praktische Hilfen & Adressen«. Zum Einstieg, wie die Londoner ihre Zeitungen klassifizieren:

»The Times«:
Read by the people who run the country.

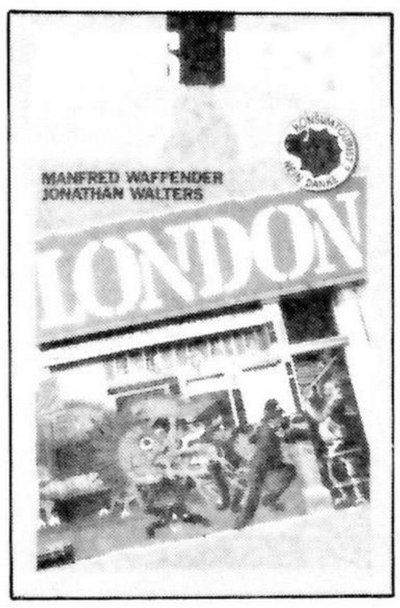
»Daily Mirror«:
Read by the people who think they run the country.

»Guardian«:
Read by the people who think they ought to run the country.

»Morning Star«:
Read by the people who think the country ought to be run by another country.

»Daily Mail«:
Read by the wives of the people who run the country.

»Financial Times«:
Read by the people who own the country.



»Daily Express«:
Read by the people who think the country ought to be run as it used to be run.

»Daily Telegraph«:
Read by the people who still think the country is run as it used to be run.

»The Sun«:
Their readers don't give a fuck who runs the bleeding country providing she's got big tits.

Manfred Waffender, Jonathan Walters: »Anders Reisen — LONDON«, rororo Sachbuch, 277 S., 8,80 Mark

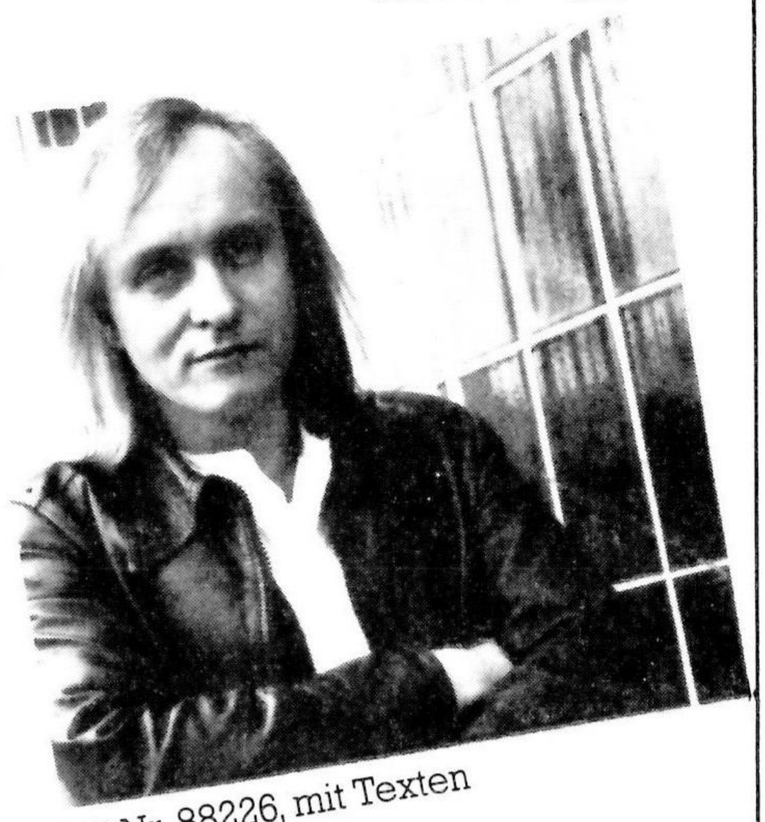
Nix Birkel

KONKRET vertritt seit langem hartnäckig die Ansicht, daß Spaghetti nicht von Birkel kommen müssen. Zumindest in Norddeutschland ist jedoch die nicht ganz einfache Zubereitung eines einfachen Nudelteigs nicht sehr bekannt.

Also nochmal: Man nimmt eine Holzplatte, 400 Gramm frisches Mehl (Type 405), 3 Eiweiß, 2 Eigelb, 2 Eßlöffel Olivenöl, 1 Teelöffel Salz und Wasser nach Bedarf. Das Mehl wird auf die Platte geschüttet, und in eine Mulde im Mehlhaufen kommen Eier, Öl und Salz. Dann das Mehl von den Seiten her drüberschieben und kneten. Das dauert und ist anstrengend und braucht noch ein bißchen Wasser, damit es eine formbare Teigkugel gibt, die dann unbedingt kühl und abgedeckt mindestens eine halbe Stunde ruhen muß. Erst dann reißt der Teig beim Ausrollen nicht mehr. Mit einer Nudelmaschine oder der guten alten Holzrolle den Teig dann auf Millimeter-Dünne auswalzen. Wer keine Maschine hat, muß den platten Teig anschließend mit Mehl bestreuen, in handbreite Streifen schneiden, aufrollen und von der Rolle streichholzbreite Spaghetti schneiden, die in kochendem Wasser in Sekunden gar sind.
Dieses Rezept wie Anleitungen zur Herstellung von Sauerkraut, Kräuterschnäpschen oder biodynamischen Gelees enthält »Selbermachers Kochbuch« von Gertrud Schabau und Henning Seehusen, ein Kochbuch, das so liebevoll gemacht ist, daß es leider richtig Geld kostet. Aber das — versprechen die Autoren — kocht man wieder rein.

Gertrud Schabau, Henning Seehusen: Selbermachers Kochbuch, Hölker-Verlag, Münster, 28 Mark

ANDI BRAUER
STADTLIEDER



LP Nr. 88226, mit Texten

zornige Texte, begleitet durch rockige, zeitweise spektakelhafte, aber auch klangvoll interpretierende Musik machen die neue LP von Andi Brauer, ehemaliger Sänger, Komponist und Geiger von Lok-Kreuzberg, spannend.

pläne
Verlag
„pläne" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1

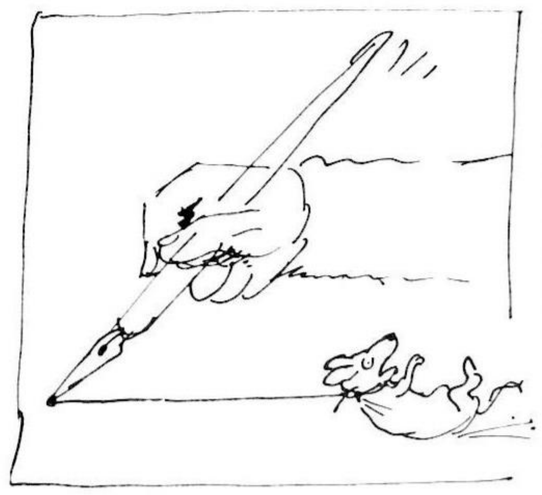
ELEFANTEN PRESS
Widerstand statt Anpassung
Deutsche Kunst im Widerstand gegen den Faschismus 1933—1945
Großband, 300 Seiten, über 500 Abbildungen
DM 29,80

ELEFANTEN PRESS
Marie Marcks
SCHÖNE AUSSICHTEN
über 100 Karikaturen mit einem Interview von Peggy Parnass
DM 9,80

In jeder Buchhandlung und bei
ELEFANTEN PRESS
Dresdener Str. 10 1000 Berlin (West) 36

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press



Es hat so kommen müssen, nach all der Sisyphusarbeit ist der Groschen gefallen. Anstatt sich selber die Gruben zu graben hat **Theo** endlich den Stier bei den Hörnern gepackt:

Weltpolitik auf der Seufzerbrükke/Von den venezianischen Gipfeln: Rundum-Blick ins Ungewisse

Da steht es, das montane Bild, und ist die Seufzerbrücke auch nur ein paar Fuß hoch und das Ungewisse nur die Lagune, und bietet sich rundum dem Blick nur der ins Wasser gefallene Sommer, Theo bleibt bei seinem Leisten, unnachsichtig gegen sich und mich und alle andern:

Die Saison der internationalen Hochalpinistik ist angebrochen. Überall steigen die Seilschaften der Staatsmänner in die Steilwände. Vorige Woche trafen sich die neun Gemeinschafts-Europäer am Gipfel in Venedig. Zugleich rüstet sich der Nato-Ministerrat zur Bergtour nach Ankara,

das tatsächlich 850 Meter über dem Meeresspiegel liegt,

und Ende des Monats wird sich der Bundeskanzler ins Moskauer Geröllfeld begeben.

Brav! Ein ganzer Absatz lang Hochalpinistik ohn Cannae und Valmy und Unterlaß — das ist Spitze! Und die Mühe lohnt sich, wie leicht läßt sich nun auf dem Geröllfeld ein Stein des Anstoßes finden. Doch Theo bleibt unerbittlich:

Höhenrausch mag sich bei all der politischen Bergsteigerei diesmal nicht einstellen. Die Gipfel

die Seufzerbrücke vier Meter über dem Meer, der Kreml 40 Meter über der Moskwa,

sind umwölkt, die Ausblicke verhängt, die Seilschaften zerstritten,

alles zusammen: *die* Garantie gegen Höhenrausch!

Europa, Atlantische Allianz, Ost-West-Entspannung — überall ist die Zahl der Bruchstellen, der Klüfte und Schründe größer als die der glatten Durchstiege. Mehr noch:

Noch mehr?

Die alten Karten taugen nicht mehr. Alle Routen müssen neu vermessen werden.

Mehr noch:

Die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen ist breit.

Endlos:

Die Nahost-Resolution von Venedig, jene Pappmachè-Maus die der Gipfel unter unsäglichen Mühen gebar ...

Gnadenlos:

Es ist eine schwierige Welt, und es wird ein schwieriges Jahrzehnt werden. Vielleicht klärt die Höhenluft ja die Sinne,

wie umwölkt und verhangen sie immer sei. Zum Schwierigsten in diesem schwierigen Jahrzehnt dieser schwierigen Welt gehört das Schreiben, und deshalb, Theo, so schön es war, mit dir im Frühtau zu Berg zu ziehn, fallera, wären wir dir dankbar, wenn du es hinfort dabei beließest, daß über allen Gipfeln nicht stilistischer Höhenrausch ist sondern Ruh.

Sonst ist die »**Frankfurter Allgemeine**« immer für Ruhe und Ordnung, nur wenn es an's Leitartikelschreiben geht ...

Schmidts Moskauer Posaunenschall hat die Mauern des Kreml nicht zum Wanken gebracht. aber er hat es der sowjetischen Führung nicht leichtgemacht, ... die Bedrohung des Friedens mit dem Schwamm des Nachweises völliger Normalität in den Beziehungen zum Westen ... aus dem Bewußtsein zu löschen. In die Glorie des Siegers, der nicht nur auf seine Panzer pocht ... seine Posaunenstöße galten auch westlichen Ohren; er trat in den Lichtkegel westlicher Einhelligkeit und eigener Mannhaftigkeit. Mit steifen Knien ließ es sich leicht wandern — auf dem Boden von Deklamationen.

Solange das Kontaktsperre-Gesetz nicht verhindert, daß solche Kassiber des Schwachsinns nach draußen gelangen, freut mich der ganze Polizeistaat nicht.

Damit man nicht glaubt, daß sowas wie von selbst entsteht, führt die »Frankfurter Allgemeine« in ihrem Impressum einen »ständigen Berater der Herausgeber-Konferenz« auf. Der heißt **Robert Held** und weiß immer Rat:

Dementsprechend werden jetzt in Brasilien einige Kirchenfürsten den Papst mit ihrer Fortschrittlichkeit zu umarmen versuchen. Gegen ein immer noch diktatorisches Regime, gegen Ungerechtigkeit eines im Wildwuchs aufstrebenden grandiosen Landes wollen sie die Menschenrechte verteidigen. Wer wollte dagegen etwas sagen?

Na, wer wohl? Der ständige Berater.

Darüber geraten brasilianische Bischöfe in Zonen jenseits ihres ökonomischen Horizonts und ihrer politischen Einsicht, wo Abgrenzungen gegen falsche Verbündete vorzunehmen sind. Da hat es die Kirche ihrerseits mit dem Wildwuchs von Gedanken zu tun, mit dem Allzuweltlichen der »Theologie der Befreiung«, mit hier-und-jetzt-bezogenen Heilserwartungen.

Erschlagene Indios, erschossene Gewerkschafter, gefolterte Priester, das sind halt so Ungerechtigkeiten eines im Wildwuchs aufstrebenden grandiosen Landes. Die Bergpredigt aber ist ein Wildwuchs von Gedanken in Zonen jenseits des ökonomischen Horizonts und der politischen Einsicht eines ständigen Beraters der Herausgeber-Konferenz der »Frankfurter Allgemeinen«. Nix mit hier-und-jetzt-bezogenen Heilserwartungen — es bleibt bei hier-und-jetzt-gezogenen Fingernägeln und der Erwartung, daß die brasilianischen Bischöfe dazu »Heil« schreien, wie es einige Frankfurter Herausgeber taten, als der Führer eines im Wildwuchs aufstrebenden grandiosen Landes den gedanklichen Wildwuchs einiger Allzuweltlicher nach Buchenwald schaffen ließ. Und ganz ohne daß Robert Held sie dabei beraten hätte.

Wenn einerseits Liberale andererseits ihren ganzen Mannesmut zusammennehmen, kommt zwar dieses, aber in der »**Frankfurter Rundschau**« heraus:

Dabei hängen die Überlebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt nicht zuletzt von der Frage ab, wie ein nuklearer Weltkrieg vermieden werden kann.

Nicht zuletzt. Ja, man hätte geradezu sagen können: unter anderem. Oder aber: eben auch, wenn schon nicht: freilich möglicherweise.

Raissa Orlowa, lese ich in der »**Welt**«,

wurde aus der Kommunistischen Partei und dem sowjetischen Schriftstellerverband ausgeschlossen. So jüngste Informationen aus Moskau. Der amerikanische Senat verlangte in einer Resolution von der sowjetischen Regierung ...

daß sie die Raissa Orlowa wieder in die KPdSU aufnimmt?

Von **Freimut Duve,** der als furchtbar linker Sozialdemokrat gehandelt wird, stammt diese Erkenntnis:

Im gleichen Jahr nun, in dem in Nicaragua — nach vierzigtausend Toten — eine sozialistische Revolution gegen die Somozas siegt und die USA sich nach langem Zögern zugunsten dieser Sozialisten einmischen ...

Ich will damit gar nichts sagen. Das ist nur so ein Merkposten, für später, wenn mal wieder die Rede drauf kommen sollte.

Ach, wir sind alle älter geworden und weiser, wer kann schon sein ganzes Leben lang stürmen und drängen? **Enzensberger** etwa?

Wir, die wir unsere westliche Lebensart immer unerschrocken verteidigt haben, wissen immerhin eines. Die Elemente, welche jede Gesellschaft zusammen- und abwehrbereit halten, heißen: Entspannung, Spaß und Genußfreude. Wir und Sie, wir sind genau die Richtigen, auf die unsere freiheitliche Ordnung in einer mehr und mehr sich verdüsternden Welt echt bauen kann.

Selbstverständlich ist das *noch* nicht von Hans Magnus, der gewiß nicht »echt bauen« sagen würde. Aber es ist doch *schon* von seinem neuen Verleger, dem Heinz van Nouhuys, mit dem er jetzt eine Zeitschrift herausgeben will. »Transatlantik« soll sie heißen, damit man immer daran erinnert wird, wo »Der Untergang der Titanic« stattgefunden hat.

ZEICHNUNG – TOMI UNGERER

Das nächste konkret erscheint am 28. August

Zweitausendeins No 31.
Zum ersten Mal:
Die geheimen Deutschland-Berichte.
9.000 Seiten. 7 Bände. 49,90 DM.

„Kaum drei Wochen annonciert", so las man im Spiegel, „ist die erste Auflage der Deutschland-Berichte durch Vorbestellungen bereits ausverkauft – 20.000 Stück." Die erste vollständige Ausgabe der „SPD-Geheim-Reportagen aus dem Alltag des deutschen Faschismus" (Spiegel), verspricht der zeitgeschichtliche Bestseller des Jahres zu werden. Die zweite und dritte Auflage werden gerade vorbereitet.

Wie wurde aus Deutschland Nazi-Deutschland? Mit den Deutschland-Berichten sind erstmals genauere Antworten möglich. Bequem sind sie nicht. Sie stehen auf den rund 9.000 Seiten der erschreckendsten Dokumentation, die wir über die Zeit des Nationalsozialismus zu Gesicht bekommen. Es ist das Tagebuch des Faschismus in unserm Land, geschrieben ab 1934 bis zum Weltkrieg, 1940.

Konspiratives Kuriersystem.
Die Berichte wurden von Hunderten von Mitgliedern der damals verbotenen SPD verfaßt und über ein „konspiratives Kuriersystem" (Spiegel) über die Grenzen gebracht. Das Material, Zehntausende von Briefen, Dokumenten, Fotografien, wurde von einer Zentralredaktion gesichtet, ausgewertet und verbreitet. Zu den Redakteuren gehörten Franz Bögler, Waldemar von Knoeringen, Ernst Schumacher, Wilhelm Hoegner, Hans Dill, Franz Jung u. a. Die Deutschland-Berichte waren exklusives Material. Sie gingen in einer Kleinstauflage von 450 Stück an Widerständler, ausländische Journalisten, Politiker, Institute und Geheimdienste.

Ansteigen der Fieberkurve.
Die Materialien, die der geheime Nachrichtendienst sammelte, waren keine Anklagen, keine Theorie, sondern einfache Berichte aus dem Volk. Es waren die „sachlichen Berichte über das Ausbreiten des Krebsgeschwürs" Faschismus, so schreibt Franz Jung, „in den Wohnsiedlungen, in den mehr privaten Zusammenkünften, in den Vereinen, in der Kneipe. Was die Arbeitskameraden denken, die Meister, die Buchhalter, die Ingenieure und die Direktoren, was die Frauen zuhause denken und das, was die Kinder zurückbringen von der Schule . . ., die Polizei, die Beamten, die Soldaten, worüber sie sich, allein und unter sich gelassen, unterhalten . . . das Verhalten der Richter, der Anwälte und der Polizei, der alten wie der neuen, wie sich das Geschwür immer weiter ausbreitet, von der Ablehnung zur Duldung, zur Unterwerfung, das Ansteigen der Fieberkurve, mit der unausgesprochenen Frage dahinter: Und was nun? Und was weiter?"

Privat-KZ.
Zitat Deutschland-Berichte 1934: „Zur Verurteilung der SS-Leute in Stettin: Wie wir zuverlässig erfahren, hatten die Verurteilten ein Konzentrationslager auf private Rechnung eingerichtet. Sie verhafteten mißliebige Persönlichkeiten, erpreßten Geldsummen, die im Einzelfalle bis zu Mk. 20.000 gingen und ließen dann ihre Opfer frei. Es geschah aber mit Kenntnis und Duldung der SA, NSDAP und der Stettiner Polizei." Erst als die Verbrecher Leute mit Beziehungen verhafteten, „da eilte Göring im Flugzeug nach Stettin" und ließ die Verbrecher durch ein Sondergericht aburteilen.

Geheime Aufrüstung: Bekannt.
Die von Hitler in aller Heimlichkeit betriebene Aufrüstung war den Beziehern der Deutschland-Berichte schon 1934 bekannt: „Die Werkzeugmaschinenfabrik Pittler A.G. stellte kürzlich 8 Automaten auf, die zur Granatenfertigung verwendet werden können. Tagesproduktion 5670 Stück. Bei Verrat von Betriebsvorgängen droht KZ." „Ernemann arbeitet an neuartigen Zündungsringen." „Mauser stellt in größerem Umfang schwere Industriewaffen her." „In Aken baut man in einen Sandberg eine Pulverfabrik ein." Und das geht seitenweise weiter.

Arbeitslose: Entlassen.
Die von der Straße geholten Arbeitslosen stehen plötzlich als Betrug da: „Man hat schon einen erheblichen Teil der Leute, die mit großem Tamtam an der Autostraße in Arbeit gebracht worden sind, entlassen, weil kein Geld da ist." „Notiz in der Zeitung: 63 Neueinstellungen. Daß aber 65 vorher entlassen wurden, darüber kein Wort."

Psychogramm unseres Volkes.
Die Deutschland-Berichte sind Berichte des Wartens auf irgendwelche Retter. Es sind Tatsachenberichte vom deutschen Achselzucken, vom betretenen Wegsehen, vom erleichterten „Gottseidank hat es den andern erwischt", vom resignierten „Was soll man denn machen". Noch nie dokumentierte ein Bericht so unerbittlich das Psychogramm unseres Volkes, dem man den Faschismus nicht aufzwingen mußte; einmal übergestülpt arrangierte sich Deutschland so lange, bis er paßte. Deutschland-Berichte: „Als nach der Hitlerrede das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde, unterließen viele Teilnehmer den Hitlergruß. Ein Arbeiter wurde deswegen zur Rede gestellt, geschlagen und vom Platz verwiesen. Der Vorfall stieß auf die völlige Gleichgültigkeit der Umstehenden, die nicht mit dem Arbeiter sympathisierten, sondern sagten: 'Na ja, grüßen hätte er doch wenigstens können!'"

Allen Dulles: „Äußerst gut."
Die Gestapo legte auf die Berichte „großen Wert" (interne Schrift) und verfolgte sie unerbittlich. Trotz Todesgefahr arbeitete der Dienst sieben Jahre lang. Allen W. Dulles, der damals für den amerikanischen Geheimdienst OSS arbeitete, lobte: „Reichhaltiges, zuverlässiges Material." Franz Jung vor ein paar Jahren: „Es ist unfaßlich, daß von diesen Berichten kaum noch jemand etwas weiß."

Zu sehr Klartext.
Daß diese Dokumente nach dem Krieg nahezu verschwiegen wurden, ist unfaßlich und verständlich zugleich. Für die Rechten sind sie zu sehr Klartext. Für die Linken sind sie ein unrühmliches Kapitel. Für die Alliierten sind sie ein Beleg ihrer Zaghaftigkeit. Auf die freiheitlich demokratische Grundordnung könnten die Berichte wirken wie Leichengift: Man erkennt plötzlich, daß man diese Grundwerte Deutschland nicht wegnehmen mußte, weil es sie gar nicht besaß und nicht verteidigen wollte. Man bekommt wieder Angst.

Nur zwei Originale.
Heute existieren in Europa nur noch zwei vollständige Sammlungen. Eine davon im Archiv der sozialen Demokratie, Bonn. Der ungekürzte Nachdruck der Ausgabe erscheint jetzt zum ersten Mal. Exklusiv bei Zweitausendeins, in Kooperation mit dem Verlag Petra Nettelbeck/Die Republik, herausgegeben und mit einem ausführlichen Namen-, Orts- und Schlagwortregister versehen von Klaus Behnken. Für eine bessere Lesbarkeit wurden die 9.000 Seiten nicht einfach reprintet, sondern komplett neu gesetzt. Die Berichte erscheinen in sieben Paperbackbänden, inkl. der ca. 1.000 Faksimiles von Flugblättern, internen Aktennotizen, Fragebögen etc. Trotz kompletter Neuherstellung kosten die sieben Bände mit rund 9.000 Seiten zusammen nur 49,90 DM.

Wo es die geheimen Deutschland-Berichte mit rund 9.000 Seiten für nur 49,90 gibt:
Entweder persönlich in unseren Läden in Berlin Kantstraße 38, Frankfurt Im Parkhaus Hauptwache, Freiburg Schiffstraße 10, Hamburg Grindelallee 71, Hannover Passerelle/Raschplatz, Köln Ehrenstraße 45, München Türkenstraße 65, Saarbrücken Bahnhofstraße 6 und Wiesbaden Friedrichstraße 50.

Oder per Post direkt ins Haus.
Der Coupon dafür steht unter diesen Zeilen.

Hiermit wird bestellt:
Bitte ausschneiden und einsenden an Zweitausendeins Versand,
Hahnstraße 54-56, Postfach 710 507,
6000 Frankfurt am Main 71.

Ich bestelle _____ Stück der kompletten Ausgabe „Deutschland-Berichte", 7 Bände, ca. 9.000 Seiten für zusammen nur 49,90 inkl. Mehrwertsteuer. Lieferung solange Vorrat reicht.

☐ Ich füge 1 Post/Bankscheck bei über _____ DM plus 3 DM Versand.
☐ Schicken Sie die Ausgabe(n) bitte per Nachnahme. Die Nachnahme- und Versandkosten will ich tragen.
Keine Lieferung ins Ausland.

Ihr gratis Merkheft bekomme ich bereits regelmäßig: ☐ ja ☐ nein

Name, Vorname

Straße, Nummer

Postleitzahl, Ort

Meine Unterschrift, Datum KO 15853

Der Weg lohnt sich.

Nikotin 0,9 mg, Kondensat 13 mg (Durchschnittswerte nach DIN)